1,20 DM / Band 61

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Der Gnom mit den Krallenhänden

JASON DARK

Abgeschlossener Roman

Belgien Luxemb. F 28 · Frankr. F 2,40 / Italien L 550 · ... Fr 1,50



Der Gnom mit den Krallenhänden

Gespenster Krimi Nr. 61

von Jason Dark

erschienen am 12.11.1974

Titelbild von Pujolar

Sinclair Crew

Der Gnom mit den Krallenhänden

»Halt! Was machen Sie hier?«

Überlaut hallte die Stimme des Museumswächters in dem großen Raum wider. Gleichzeitig durchschnitt der starke Strahl einer Taschenlampe die Dunkelheit. Der Gnom stand genau im Zentrum des grellen Lichtkegels.

Deutlich war der Schatten eines Buckels zu erkennen.

Der Wächter kam ein paar Schritte vor. »Was haben Sie hier zu suchen? Sie…«

Die weiteren Worte blieben ihm im Hals stecken.

Der Gnom duckte sich noch mehr zusammen, faßte nach hinten und hielt plötzlich ein Beil in den Händen. Die scharfe Schneide blitzte im Strahl der Lampe.

Der Gnom zögerte nicht eine Sekunde. Er sprang vor und schlug gnadenlos zu.

Die höllisch scharfe Schneide des Beils traf den Schädel des Museumswächters!

Der Gnom kicherte, als er auf den Leichnam blickte. Er bückte sich und nahm die Lampe des Toten an sich.

Die brennende Lampe in der Hand, hinkte er auf den großen Glasschrank zu, der in der Mitte des Raumes stand. Endlich konnte er seine Arbeit beginnen – und hoffentlich ungestört.

Der Verwachsene ließ den Lampenstrahl an der großen Scheibe entlangwandern. Allerlei ausgestopfte Tiere wurden aus der Dunkelheit gerissen.

Eulen und Uhus, deren Augen seltsam leuchteten, Eidechsen, Schlangen, Ratten und Frösche. Sie hockten oft auf knorrigen Ästen und sahen so echt aus, daß man meinen konnte, gleich würde ein Tier losspringen und sich seine Beute suchen.

Doch das alles interessierte den Gnom nicht. Für ihn war nur eins wichtig. Der Totenschädel!

Er stand auf einem grauen viereckigen Stein in der Mitte des Glaskastens.

Die Schädelform war noch gut erhalten, zeigte keinerlei Risse. Selbst die Zähne waren noch vorhanden.

Wieder kicherte der Bucklige. Seine strichdünnen Lippen formten unhörbare Worte.

Er griff in die Tasche seiner weiten Jacke und brachte einen Glasschneider zum Vorschein. Ihn setzte er an der Scheibe an, zog einen Kreis, und schon konnte er das runde Stück Glas herausnehmen.

Vorsichtig legte er es auf den Boden.

Der Weg zu dem Schädel war nun frei.

Der Gnom – er hatte überlange Arme – griff durch die entstandene Öffnung in den Schaukasten.

Seine Fingerkuppen streichelten den Schädel. Ein seltsames Gefühl überkam ihn. Es erinnerte an elektrische Stromstöße, die auf einmal durch seinen Körper zu rasen schienen.

Ja, das war der richtige Schädel.

Der Schädel von Jean Sourette, dem Magier!

Vorsichtig holte der Gnom den Schädel aus dem Kasten. Dann steckte er ihn in eine Plastiktüte, die er sich anschließend um den Hals hängte.

Bevor er ging, warf er noch einen Blick auf die Leiche.

»Du hast es nicht anders gewollt«, flüsterte der Verwachsene.

Lautlos verließ er den großen Raum. Auf leisen Sohlen huschte der Gnom durch den Korridor, erreichte eine der breiten Treppen, gelangte in den Keller und schließlich zu dem kleinen Fenster, durch das er auch eingestiegen war.

Geschickt kletterte der Gnom nach draußen.

Feuchtkalte Nachtluft empfing ihn.

Der Verwachsene blieb stehen und lauschte. Doch der kleine Ort

Beaumont schlief. Noch nicht einmal das Jaulen eines Hundes war zu hören.

Der Bucklige kicherte wieder. Der erste Teil seines Planes hatte geklappt. Jetzt mußte er nur noch die Hilfe der Geister erflehen. Der Bucklige blickte auf das Beil. Und er wußte auf einmal, daß die Geister ihm helfen würden. Dafür war er bereit, jedes Opfer zu bringen.

Der Museumswächter war das erste gewesen.

Weitere würden folgen…

***

Gilbert Ruminski war 36 Jahre alt und Lehrer an der einzigen Schule in Beaumont. Warum er sich hier in die Provinz hatte versetzen lassen, wußte er selbst nicht mehr genau. Aber wahrscheinlich war es die Landschaft der Provinz Calvados, die es ihm angetan hatte.

Die Dorfbewohner waren damals froh gewesen, überhaupt eine Lehrperson gefunden zu haben, und so hatten sie Ruminski ein Haus als Unterkunft zur Verfügung gestellt. Es war zwar schon uralt und nicht sehr komfortabel, aber es ließ sich darin leben.

Gilbert Ruminski war Frühaufsteher. Jeden Morgen um fünf Uhr sprang er aus den Federn, ging zu dem kleinen Brunnen, holte sich dort eiskaltes kristallklares Wasser und wusch sich die letzte Müdigkeit vom gesamten Körper.

Anschließend schlüpfte Ruminski in seinen Trainingsanzug und unternahm seinen drei Kilometer langen Morgenlauf.

Als Ruminski an diesem Donnerstag aus der Tür trat, lag ein leichter Nebelfilm über dem Dorf. Von der See her wehte ein rauher Wind und zerzauste seine Haare.

Bevor Ruminski anfing zu laufen, machte er noch ein paar Turnübungen.

Dann setzte er sich in Bewegung. Zuerst lief er die Hauptstraße hoch, bis zum Ende des Dorfes.

Dann bog er in einen schmalen Feldweg ein, der zwischen taunassen Wiesen hindurchführte, und lief schließlich ein Stück in den Mischwald, wo er auf einer kleinen Lichtung seine Freiübungen wiederholte.

Mittlerweile zog die Morgendämmerung herauf und übergoß den Himmel im Osten mit einem blutroten Schein.

Dieses Schauspiel nahm Gilbert Ruminski jedes Mal gefangen. Etwa 15 Minuten lang beobachtete er den Sonnenaufgang. Dabei bemerkte er nicht, daß er selbst auch beobachtet wurde.

Es war der Gnom, der seine funkelnden Augen auf den Rücken des Lehrers gerichtet hielt.

»Du wirst mein nächstes Opfer sein«, flüsterte der Verwachsene

unhörbar und zog sich wieder tiefer in das Gebüsch zurück.

Gilbert Ruminski hatte inzwischen seine Gymnastik beendet und sich auf den Rückweg gemacht.

Er lief jetzt von der anderen Seite her auf das Dorf zu. Zu den ersten Häusern, die er erreichte, gehörte auch das kleine Museum. Wieso der Ort, der kaum tausend Einwohner zählte, ein Museum besaß, konnte niemand sagen. Es war eben so.

Plötzlich fiel dem Lehrer ein, daß er für die heutige Biologiestunde noch das Anschauungsexemplar einer Kreuzotter brauchte. Es war sinnvoll, wenn er es sich jetzt holte. Normalerweise war das Museum um diese Zeit noch geschlossen, aber Ruminski wußte, daß der alte Perell hier nachts seinen Dienst als Wächter versah. Warum, das wußte niemand. In dem Museum war noch nie etwas gestohlen worden.

Der Lehrer lief um das aus dicken Steinen erbaute Haus herum und klopfte gegen die Eichentür.

Die Schläge hallten dumpf über die Straße. Sogar ein Tauber mußte sie hören.

Doch der Wächter rührte sich nicht.

Der wird bestimmt eingeschlafen sein, dachte Ruminski. Aber dann verwarf er den Gedanken. Der alte Perell war zuverlässig wie eine Schweizer Uhr.

Ob etwas passiert war? Ruminski wußte auch nicht, wieso ihm plötzlich der Gedanke gekommen war.

Beunruhigt ging er um das Haus herum.

Mittlerweile war es heller geworden, und Ruminski konnte alles genau erkennen.

Prüfend tasteten seine Blicke die abgeblätterte Fassade ab. Er ging langsam weiter und gelangte an die Hintertür.

Sie war abgeschlossen.

Ruminski biß sich auf die Unterlippe. Noch einmal rief er nach dem alten Perell.

Keine Antwort.

Der Lehrer wollte schon gehen, da fiel sein Blick auf die blinden Scheiben der drei Kellerfenster.

Eine Scheibe war zerbrochen.

Die Glassplitter lagen nicht außen, sondern in dem Keller. Also mußte jemand eingebrochen sein.

Ruminski war kein Feigling. Er wollte auch der Sache sofort auf den Grund gehen.

Mit einiger Mühe gelang es ihm, sich durch das Fenster zu winden. Ziemlich verschmutzt landete er im Keller des Museums. Seine Finger suchten nach einem Lichtschalter. Sie fanden keinen, dafür aber eine Tür, die offenstand.

Ruminski setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen und gelangte schließlich an eine Treppe, die nach oben führte und vor einer anderen Tür endete, die ebenfalls offenstand.

Das machte Ruminski stutzig. Der alte Perell war ein ordentlicher Mensch im Dorf.

Zum erstenmal überkam Gilbert Ruminski das Gefühl, daß etwas passiert sein mußte.

Er hatte mittlerweile das Erdgeschoß des Museums erreicht und konnte endlich auch Licht machen.

Es waren nur trübe Funzeln, die aufflackerten.

Ruminski erreichte den großen Raum, in dem der Schrank mit den ausgestopften Tieren stand.

Noch einmal rief er nach dem Nachtwächter.

Wieder bekam er keine Antwort.

Ruminski stieß die Tür zu dem Raum auf. Sie ließ sich nur schwer bewegen und quietschte in den Angeln.

Der Lehrer trat über die Schwelle – und erstarrte.

Vor dem großen Schaukasten lag der alte Perell in seinem Blut.

***

Das nackte Grauen überfiel wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Einwohner der kleinen Stadt Beaumont.

Rasend schnell hatte sich der bestialische Mord an dem alten Perell herumgesprochen.

Männer, Frauen und Kinder versammelten sich in der frühen Morgenstunde vor dem Museum, dessen Eingangstür von zwei stämmigen Dorfbewohnern bewacht wurde.

Gerüchte kamen auf. Vor allen Dingen die älteren Menschen wollten genau Bescheid wissen. Der Fluch der alten Mühle wurde wieder lebendig. Unter vorgehaltener Hand erzählte man sich die gruseligen Geschichten.

In dem großen Ausstellungsraum hatten sich der Lehrer, der Arzt, der Bürgermeister und der Gendarm des Dorfes um die Leiche versammelt. Jeden der Männer hatte bei dem Anblick des Toten das kalte Entsetzen gepackt.

»Es ist ganz klar«, sagte der Gendarm, »wir müssen die Mordkommission verständigen. Ich werde mit Saint Lô telefonieren, dann wird man uns die Beamten schon schicken.«

»Werden Sie danach den Fall aufklären?« fragte der Bürgermeister, ein Mann in mittleren Jahren mit unzähligen Sommersprossen im Gesicht.

Der Gendarm tippte sich gegen die Stirn. »Ich bin doch nicht lebensmüde. In fünf Jahren werde ich pensioniert. Was meinen Sie, wenn ich dem Untier gegenüberstehe. Ich habe doch gar keine

Chance. Nee, die Aufklärung überlasse ich anderen. So, und nun gehe ich und rufe an.«

Der Bürgermeister wollte noch etwas sagen, winkte dann jedoch ab. Er wandte sich an Gilbert Ruminski, dessen sonst so sonnenbraunes Gesicht eine ungesunde Farbe bekommen hatte.

»Nun, was meinen Sie dazu. Haben Sie vielleicht eine Idee, wer das getan haben könnte? Und vor allen Dingen: Wer stiehlt schon einen Totenschädel?«

Ruminski schüttelte den Kopf. »Nein. Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand von unseren Mitbürgern zu so etwas fähig ist. Was den Schädel betrifft, da habe ich auch keine Ahnung.«

»Wer kann schon hinter die Stirn eines Menschen schauen«, sagte der Arzt und putzte umständlich seine dicke Hornbrille.

»Dann gehe ich jetzt auch«, meinte Ruminski, machte auf dem Absatz kehrt und lief in Richtung Ausgang.

Die Menschenmenge war inzwischen größer geworden. Fast das gesamte Dorf hatte sich versammelt.

Ruminski wurde mit Fragen bestürmt.

»Wie sieht der alte Perell aus?« quiekte eine sensationslüsterne Frauenstimme.

»Scheußlich«, erwiderte Gilbert Ruminski und bahnte sich einen Weg durch die Menschen.

Zum Glück wurde die Aufmerksamkeit der Menge auf den Bürgermeister gelenkt, der soeben aus der Tür trat.

Ruminski stahl sich unmerklich davon.

Mit raumgreifenden Schritten näherte er sich dem kleinen Platz, auf dem das Schulgebäude stand.

Der Hausmeister befand sich natürlich unter den Neugierigen, und so mußte Ruminski die Tür mit seinem eigenen Schlüssel aufschließen.

In dem Gebäude roch es muffig und feucht.

Gilbert Ruminski ging sofort in das kleine Lehrerzimmer, das auch gleichzeitig als Schulbibliothek diente.

Ruminski war da nämlich eine Idee gekommen.

Etwa zehn Minuten wühlte er zwischen den Büchern herum. Dann hatte er endlich gefunden, was er suchte.

Das Buch war schon uralt und besaß keinen Rücken mehr. Man mußte vorsichtig damit umgehen, damit die Blätter nicht auseinanderfielen.

Auf über vierhundert Seiten wurde die Geschichte der Provinz Calvados beschrieben. Unter anderem war auch ein Kapitel dem Ort Beaumont gewidmet.

Ruminski blätterte die Seiten durch und hatte endlich gefunden, wonach er suchte.

Die Chronik der schwarzen Mühle. Dieses Bauwerk stand nicht weit

von dem Dorf entfernt und war eine Stätte des Grauens. Die Geschichte wußte von einem Müller zu berichten, der mit dem Teufel im Bunde gestanden hatte. Er hatte angeblich das Dorf verhext, bis er geschnappt worden war und man ihm mit einem Beil den Schädel gespalten hatte. Kurz vor seinem Tod sollte der Müller einen grausamen Fluch ausgestoßen haben. Aber das alles war schon zweihundert Jahre her und nur noch in dem Aberglauben der Menschen lebendig.

Aber trotzdem…

Irgend etwas zwang den Lehrer, diese Geschichte doch nicht einfach als Firlefanz abzutun. Ein Gefühl sagte ihm, daß hinter diesen Dingen mehr steckte, als man allgemein annehmen konnte.

Gilbert Ruminski klappte das Buch wieder zu und tat es an seinen Platz.

Dann zündete er sich eine Zigarette an. Anschließend blickte er auf die Uhr und stellte fest, daß in einer halben Stunde schon Schulbeginn war. Trotz der schrecklichen Ereignisse sollte der Unterricht nicht ausfallen.

Jemand klopfte an die Tür des Lehrerzimmers. Auf Ruminskis »Herein!« betrat der Hausmeister den Raum.

»Entschuldigen Sie, Monsieur Ruminski. Fällt der Unterricht vielleicht aus?«

»Nein.« Ruminski schüttelte den Kopf. »Ich gehe jetzt nach Hause, ziehe mich um und bin in einigen Minuten wieder da. Sie können die Kinder schon inzwischen hereinlassen.«

»Wie Sie meinen, Monsieur Ruminski.«

***

Dunkel und drohend lag die alte Mühle auf der Hügelkuppe.

Das Mühlrad mit den vier großen Flügeln stand still. Es war schon seit Jahren nicht mehr bewegt worden. Die dicken Holzspanten waren mit Algen und Moos überzogen und standen kurz vor dem endgültigen Verfall.

Über 400 Jahre alt war die Mühle. Seit der letzte Besitzer, der Magier Sourette, umgekommen war, hatte niemand mehr die Mühle übernommen.

Die Menschen in der Umgebung sprachen von einem Fluch, der über diesem Relikt aus der Vergangenheit lastete.

Doch seit wenigen Wochen gab es jemanden, der in der Mühle wohnte.

Cascabel – der Gnom!

Niemand wußte, woher er gekommen war. Kaum jemand hatte ihn gesehen – und wenn, dann wollte man nichts mit ihm zu tun haben.

Einen Kilometer hinter der Mühle begannen die Klippen, gegen die

seit Urzeiten die wilde Brandung des Meeres schäumte. Die bleichen ausgewaschenen Felsen waren ein Tummelplatz für Seevögel, und auch die alte Mühle hatten sich die Tiere schon als Nistplatz ausgesucht.

Die Mühle war mit Teer angestrichen worden, und noch heute war die schwarze Urfarbe zum großen Teil erhalten geblieben.

Als Eingang zur Mühle diente eine Holztür, die nach oben hin spitz zulief. Ein Schloß gab es nicht, und so schwang die Tür im Wind immer hin und her.

Während unten im Dorf der tote Nachtwächter entdeckt wurde, lief Cascabel mit schnellen Schritten auf die Mühle zu. Den in dem Plastikbeutel steckenden Schädel hielt er mit beiden Händen fest umklammert, als hätte er Angst, die wertvolle Beute zu verlieren.

Lautlos huschte der Verwachsene in die Mühle. Er lief durch den großen Raum, in dem sich die beiden Mühlsteine befanden, über die sich der große Trichter wölbte, in den früher das Korn geschüttet wurde, und blieb vor einer Falltür stehen.

Cascabel bückte sich und zog sie hoch.

Die Tür rastete auf halber Höhe ein. Cascabel betrat die ersten Sprossen der stabilen Holzleiter und tauchte in der Dunkelheit unter, nicht ohne vorher die Falltür wieder zugezogen zu haben.

Der Verwachsene fand sich in der Finsternis ausgezeichnet zurecht. Nicht ein einziges Mal stieß er irgendwo an. Es schien, als würde er hier schon jahrelang leben.

Seine gekrümmten Finger streichelten den erbeuteten Schädel. Cascabels Augen glühten. Noch war es nicht soweit. Noch mußte er warten.

Bis Mitternacht…

***

Vier schwarze Kerzen verbreiteten ein gespenstisches Licht. Die Kerzen bildeten ein Viereck, in dessen Mitte der Totenschädel lag, den Cascabel geraubt hatte.

Um den Schädel herum lagen in peinlich genauer Reihenfolge einige Knochen. Sie bildeten seltsame Zeichen und Symbole.

Die Flammen brannten ruhig und verströmten einen seltsam süßlichen Geruch. Sie rissen die feuchten Erdwände der Höhle aus der Dunkelheit und brachen sich an der blitzenden Schneide des Beils, das in der Ecke lehnte.

Der Bucklige kniete auf dem Boden.

Er hielt seine Augen starr auf den Schädel gerichtet und die Arme ausgestreckt. Seine dünnen Lippen murmelten halblaute Beschwörungsformeln.

Cascabels Gesicht glich einer Maske, in der nur die dunklen Augen zu

leben schienen. Das grauweiße Haar fiel ihm strähnig ins Gesicht und berührte im Nacken den Kragen seiner verschlissenen Jacke.

Wie in Trance hockte Cascabel auf dem feuchten Boden. Sein Mund stieß die Worte jetzt lauter hervor, fordernder. Uralte magische Formeln drangen über seine Lippen. Ein dünner Schweißfilm legte sich auf die Stirn des Gnoms.

»Komm!« schrie er. »Komm, o großer Sourette! Verlasse das Reich der Dämonen und kehre auf die Erde zurück, wo die Opfer auf dich warten!«

Plötzlich schien die Luft zu knistern. Ein eiskalter Windzug fegte durch die Höhle. Die Flammen begannen zu flackern, richteten sich dann aber wieder auf.

Wispernde Stimmen drangen aus Ecken und Winkeln. Schattengestalten tanzten durch das Verlies.

Das Böse war im Anmarsch!

Der Totenschädel begann auf einmal zu strahlen. Ein dunkelrotes Feuer hielt ihn gepackt, hüllte den gesamten Schädel für Sekunden ein und schwebte nach oben.

Stumm starrte der Gnom auf das Schauspiel, das sich seinen Augen bot.

Das Feuer verblaßte, verwandelte sich in dicke Rauchschwaden, die wie festgeklebt über dem Schädel hingen.

Das Wispern und Raunen in der Höhle nahm zu. Schattenwesen umtanzten den Schädel, der wie von einer unsichtbaren Gewalt hochgehievt wurde.

Die Augen des Gnoms verfolgten gebannt den Weg des bleichen Totenkopfes.

Über der Rauchwolke blieb er stehen, verharrte für Sekunden, um dann eine seltsame Wandlung mitzumachen. Auf der kahlen Schädelplatte sprossen plötzlich dunkle Haare, die leeren Augenhöhlen füllten sich, Nase, Ohren und Lippen begannen sich zu formen, und die Knochen überzogen sich mit Fleisch. Ein dunkler Vollbartwuchs am Kinn des neu Erschaffenen. Aus der Rauchwolke entstand innerhalb von Augenblicken ein männlicher Körper.

Sourette, der Magier, war aus dem Schattenreich zurückgekehrt.

Cascabel hatte alles mit weit aufgerissenen Augen angesehen. »Sourette«, stöhnte er, »großer Sourette, nimm mich als deinen treuen Diener.«

Der Magier gab keine Antwort. Stumm starrte er auf den Verwachsenen hinab.

Das Wispern und Raunen hatte aufgehört. Totenstille lag über der Szene. Die Hölle hielt den Atem an.

Doch dann hörte Cascabel ein hartes Geräusch. Es kam von oben, aus der Mühle. Cascabel zuckte zusammen. Kein Zweifel, es waren

Schritte.
Der Gnom glitt vorsichtig zur Seite und faßte das mörderische Beil mit beiden Händen.
Jetzt konnte der Unbekannte kommen…

***

Lautlos und mit angespannten Sinnen betrat Gilbert Ruminski die alte Mühle.
Es war stockfinster. Am Himmel hatten sich dunkle Wolken zusammengeballt und sorgten dafür, daß kein Mondlicht die Erde berührte.
Der Lehrer lauschte mit angehaltenem Atem in die Dunkelheit. Er wagte es nicht einmal, eine Taschenlampe einzuschalten, aus Angst, ihn könnte jemand überraschen.
Behutsam tastete er sich in den Innenraum der Mühle. Seine ausgestreckten Hände berührten die einzelnen Gegenstände, tasteten sie ab, damit er ihnen ausweichen konnte.
Spinnweben streiften Ruminskis Gesicht.
Eine Gänsehaut rieselte seinen Rücken herunter. Ruminski bekam auf einmal Angst vor der eigenen Courage. Er spielte mit dem Gedanken, umzukehren und schalt sich einen Narren, um Mitternacht überhaupt hierhergekommen zu sein.
Aber da war die alte Chronik. Vielleicht entdeckte er hier wirklich ein Geheimnis.
Minutenlang lauschte Gilbert Ruminski in die Dunkelheit. Mittlerweile hatten sich seine Augen auch an die herrschende Schwärze gewöhnt, und er sah plötzlich den schwachen Lichtschein, der aus dem Boden drang.
Ruminskis Nerven vibrierten.
Sollte die Mühle doch ein Geheimnis verbergen?
Mit einer entschlossenen Bewegung holte er die Lampe aus der Tasche und knipste sie an.
Messerscharf schnitt der Lichtfinger durch das Dunkel. Kleine Staubpartikel tanzten in dem gebündelten Strahl.
Ruminski schwenkte den Arm mit der Lampe, leuchtete jeden Gegenstand an – und starrte plötzlich wie gebannt auf eine Stelle am Boden.
Deutlich zeichneten sich die Umrisse einer Falltür ab. Und durch die Ritzen mußte auch der Lichtschein gedrungen sein, den Ruminski bemerkt hatte.
Wer hielt sich dort unten auf?
Der Mörder des alten Perell?
Ruminski löschte die Lampe. Er hatte einen Eisenring an der Falltür entdeckt und sich die Stelle genau gemerkt.

Mit zwei Schritten stand er neben der Tür, bückte sich, packte den Ring, holte noch einmal tief Luft und zog die Luke hoch.

Langsam, Millimeter für Millimeter, hievte er die Klappe in die Höhe.

Der Lichtschein wurde heller. Ruminski konnte jetzt in den unter der Falltür liegenden Keller sehen.

Für einen Moment hatte er das Gefühl, sein Herz würde stehenbleiben.

In einem aus schwarzen Kerzen abgegrenzten Viereck stand ein Mann. Ruminski hatte ihn noch nie gesehen. Er hatte pechschwarzes Haar, trug einen Vollbart und ein langes blutrotes Gewand.

Der Unbekannte bewegte sich nicht, stand starr wie eine Puppe.

Der Lehrer wußte plötzlich, daß er einem großen Geheimnis auf die Spur gekommen war, und ihm war gleichzeitig klar, daß er jetzt nicht aufgeben durfte.

Er sah die Holzstiege, die in die Tiefe führte.

Ruminski legte die Klappe vorsichtig auf der anderen Seite zu Boden. Dann wandte er sich um und setzte seinen Fuß auf die erste Sprosse.

Damit machte der Lehrer seinen ersten Fehler.

Während er die Stiege hinunterkletterte, wandte er dem Unbekannten den Rücken zu und damit auch Cascabel, dem Gnom.

Der Bucklige lauerte in einer dunklen Ecke der Höhle, die von dem Lichtschein nicht erreicht wurde.

Seine Hände hatten den Stiel des Beiles fest umklammert.

Gilbert Ruminski hatte das Ende der Leiter erreicht. Er wandte sich um und ging die paar Schritte auf den Magier zu.

Im gleichen Moment bekam er einen Schlag. Wie ein Stromstoß fuhr es durch seinen Körper.

Ruminski zuckte zurück. Seine rechte Hand, die das magische Viereck zuerst berührt hatte, brannte wie Feuer.

Ruminski konnte keine Erklärung geben, ihm wurde nur klar, daß er sich hier auf ein Abenteuer eingelassen hatte, das ein böses Ende nehmen konnte.

Noch immer hatte sich der seltsame Mann nicht bewegt.

Ruminskis Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Was sollte er tun?

Er kam nicht mehr dazu, eine Entscheidung zu treffen. Ein hämisches Kichern in seinem Rücken ließ ihn herumfahren.

Aus weit aufgerissenen Augen starrte der Lehrer auf die Gestalt, die sich aus dem Dunkel einer Ecke löste.

Es war der Gnom. Das Beil hielt er mit beiden Händen gepackt. Deutlich konnte Gilbert Ruminski die rasiermesserscharfe Schneide erkennen.

Wie hypnotisiert saugten sich seine Augen an der schrecklichen Waffe fest.

Damit war auch der alte Perell ermordet worden!

Und er stand dem Mörder gegenüber!
»Du sagst ja nichts«, flüsterte der Gnom kichernd. »Hat dir die Überraschung die Sprache verschlagen?«
»Du bist der Mörder des alten Perell«, brachte Ruminski hervor.
»Ja, das bin ich. Er war mein erstes Opfer, und du wirst mein zweites sein.«
Ruminski wich zurück. Er hatte auf einmal schreckliche Angst. Sein Herz schlug wie verrückt.
Fieberhaft suchte Gilbert Ruminski nach einem Ausweg. Wenn er doch wenigstens eine Pistole mitgenommen hätte. Wenn…
Der Lehrer kam nicht mehr dazu, sich weitere Vorwürfe zu machen, denn Cascabel griff an.
Urplötzlich pfiff das Beil durch die Luft, raste auf Ruminskis Kehle zu. Der Lehrer sprang nach hinten, krachte gegen die Leiter und verlor für wenige Augenblicke die Übersicht.
Der Gnom holte zum zweiten Schlag aus.
Und diesmal schaffte er es.
Ruminski schrie gräßlich auf und verstummte plötzlich.
Aus funkelnden Augen blickte der Bucklige auf die Leiche zu seinen Füßen.
Er war zufrieden. Ob es der Magier auch war?
Der Bucklige drehte den Kopf.
Und zum erstenmal zeigte der Magier einen Funken Leben. Auf seinen Lippen lag ein grausames, aber zufriedenes Lächeln…

***

Als die Mordkommission aus Saint Lô angereist kam, wurde der Lehrer schon vermißt.
Der leitende Inspektor hörte sich die Hiobsbotschaft an und schüttelte immer wieder den Kopf.
»Machen Sie sich doch nicht lächerlich«, sagte er zu dem Dorfgendarm. »Monsieur Ruminski wird schon wiederkommen, keine Bange.«
Er und seine Beamten begannen mit der Spurensicherung. Sie waren sehr gründlich, achteten auf jedes Detail und kamen trotzdem nicht weiter.
Dann wurden die Dorfbewohner verhört. Der Inspektor hörte bestimmt vierzigmal die Legende von Sourette, dem Magier. Er wollte sie erst gar nicht mit in das Protokoll schreiben lassen, tat es dann aber doch.
Als es dunkel wurde, war der Lehrer immer noch nicht zurück.
Die Mordkommission packte ihre Sachen und fuhr zurück nach Samt Lô.
»Wir kommen morgen wieder«, sagte der Inspektor. »Dann werden

wir uns mal die Mühle ansehen.«
Der Gendarm nickte. »Ist gut, Monsieur.«
Als er gerade beim Abendessen saß, kam Besuch. Es war der Hausmeister der Schule.
»Ich habe Ruminski noch gesehen«, sagte er. »Vor einer halben Stunde in seinem Zimmer. ›Monsieur‹, habe ich gesagt, ›wir suchen Sie schon den ganzen Tag.‹ Aber er – er hat mich ganz dumm angesehen und gelacht. ›Wollen Sie weg‹, habe ich gefragt. ›Ja‹, sagte er. ›Zur Mühle.‹ Was sagst du nun, Pierre? Geht der Idiot um Mitternacht zu der verhexten Mühle. Der kann doch nicht gescheit sein.«
Der Gendarm zuckte die Achseln. »Morgen wird die Mordkommission die Mühle untersuchen. Dann werden wir mehr wissen.«
»Ja, morgen«, sagte der Hausmeister und kippte einen Calvados.
Am anderen Tag fand man die Leiche des Lehrers. Es bestand kein Zweifel, daß Ruminski und der alte Perell von ein und demselben Mann umgebracht worden waren.
Aber von dem fehlte jede Spur…
Die Morde blieben unaufgeklärt. Es vergingen Wochen, ehe in einem anderen Land der Fall wieder aufgerollt werden sollte…

***

Die Sensation von London!
Sourette – der Magier ist da!
Die grellbunten Plakate mit den schreienden Anreißern leuchteten von unzähligen Haus- und Bretterwänden.
14 Tage lang hatte der große Reklamefeldzug gedauert. Fast jeder in London kannte den Namen des Magiers. Sourette sollte – so hieß es wenigstens in der Reklame – alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen. Er sollte sogar Menschen verschwinden lassen können.
Dann kam der fünfte April.
An diesem Abend hatte der Magier Premiere. Schon Tage vorher war das James-Call-Theater ausverkauft. Die Menschen hatten sich um die Eintrittskarten gerissen und sogar überhöhte Preise auf dem Schwarzmarkt bezahlt.
Auch Marion Nelson und ihre Freundin Kitty Jones hatten das Glück gehabt, zwei Karten zu bekommen.
Die beiden Mädchen waren Freundinnen. Sie arbeiteten bei einer Versicherung und besaßen eine gemeinsame kleine Wohnung.
Marion Nelson war die energischere der beiden. Vielleicht weil sie irische Vorfahren hatte. Davon zeugte noch ihr rötlich schimmerndes Haar, das kurz geschnitten war und wie ein Helm um ihren Kopf lag. Über die Sommersprossen in ihrem Gesicht ärgerte sich Marion zwar, machte sich aber nicht die Mühe, sie zu überschminken.
Kitty Jones war das ganze Gegenteil ihrer Freundin. Ruhig, ein wenig

sensibel und immer bereit, nachzugeben.
Dabei sah Kitty Jones sehr gut aus. Ihr welliges schwarzes Haar umrahmte ein Gesicht mit wunderschönen dunkelblauen Augen, die immer ein wenig traurig blickten. Ihr Mund war voll und kirschrot, und die Nase hatte einen ganz kleinen Schwung nach oben.
Die Männer verehrten Kitty Jones, doch sie schien das nicht zu sehen oder nicht sehen zu wollen.
Im Augenblick standen die beiden Freundinnen in der kleinen Diele ihrer Wohnung und schauten immer wieder auf die Uhr.
»Das Taxi kommt schon«, beruhigte Kitty die nervöse Marion.
»Hoffentlich. Aber du weißt, wie die heutzutage sind. Verlaß dich nie auf…«
In diesem Moment klingelte es.
»Das Taxi«, sagte Kitty lächelnd.
Die beiden Mädchen verließen die Wohnung und gingen zu Fuß die drei Stockwerke nach unten.
Einen Lift gab es in diesem siebenstöckigen alten Wohnhaus nicht.
Sie hatten sich elegant angezogen. Schließlich ging man in eine Premiere.
Das Taxi brachte sie schnell zum James-Call-Theater.
»Ich glaube, halb London ist nach hierher unterwegs«, meinte der Fahrer, als die Mädchen ausstiegen und bezahlten.
»Wieso?« fragte Marion.
»Das ist schon meine vierte Fuhre.«
Marion lachte. »Dann werden es bestimmt noch ein paar mehr.«
Kitty war schon einige Schritte vorgegangen. Aus leicht zusammengekniffenen Augen musterte sie die Fassade des Theaters.
Das James-Call-Theater war einer der ältesten Musentempel in London. Zum Eingang führte eine breite Treppe hoch, die von einem Säulenvorbau überdacht war.
Vor dem Theater herrschte hektischer Betrieb. Taxis kamen und spuckten elegant gekleidete Menschen aus. Diese Premiere wollten sich auch die oberen Tausend von London nicht entgehen lassen.
»Also ich find's prima«, sagte Marion und faßte den Arm ihrer Freundin. »Allein dieses ganze Drum und Dran. Einfach toll. Komm, da ist die Garderobe.«
Die beiden hatten inzwischen das Foyer betreten, wo dicker Teppichboden die Schritte dämpfte. Bei einem distinguiert gekleideten Türwächter mußten sie die begehrten Karten vorzeigen und konnten dann erst ihre Mäntel an der Garderobe abgeben.
Die zwei Freundinnen hatten sich elegant gekleidet. Kitty trug einen langen schwarzen Samtrock und dazu eine dunkelrote Seidenbluse mit spitzem Ausschnitt. Das schwarze Haar lief in weichen Wellen bis knapp über die Ohren.

Marion Nelson war im Nostalgie-Look erschienen. Ihr buntes Kleid reichte bis zu den Waden und schmiegte sich eng an die gutgewachsene Figur.

Manche bewundernde Männerblicke wurden den beiden Freundinnen zugeworfen.

»Darf ich Ihnen aus dem Mantel helfen?« fragte plötzlich eine sympathische Männerstimme neben Kitty Jones.

Sie wandte ein wenig überrascht den Kopf und sah in das lächelnde Gesicht eines großen blonden Mannes, der einen perfekt sitzenden Smoking trug.

»Danke, es geht schon«, erwiderte Kitty und konnte nicht vermeiden, daß sie rot wurde.

Der Mann lächelte, verbeugte sich und wünschte noch einen angenehmen Abend.

»Du bist dumm«, sagte Marion, »wenn man mir das Angebot gemacht hätte, ich hätte bestimmt nicht nein gesagt. Wirf doch endlich mal deine Schüchternheit ab.«

»Ich kann eben nicht aus meiner Haut«, erwiderte Kitty.

Bis zum Beginn der Vorstellung waren noch 20 Minuten Zeit.

Die Mädchen tranken in der Theaterbar einen Orangensaft und nahmen dann ihre Plätze in der vierten Reihe ein.

Noch wurde die Bühne von einem dunkelroten Samtvorhang abgedeckt, aber mittlerweile strömten die Besucher zu Scharen in den Zuschauerraum. Sogar die Stehlogen ganz oben waren besetzt.

Marion hatte ihre Augen überall. Plötzlich stieß sie Kitty an. »Guck mal, wer da kommt. Na, wenn das kein Zufall ist.«

Kitty wandte den Kopf. Der Mann, der ihr vorhin aus dem Mantel helfen wollte, kam genau auf sie zu. Er hatte den Platz neben ihr. Lächelnd setzte er sich hin.

Wieder wurde Kitty ein wenig rot.

»Da wir ja jetzt für einige Zeit Nachbarn sind, darf ich mich den Damen vorstellen. Ich heiße John Sinclair.«

Die Mädchen nannten ebenfalls ihre Namen.

John verwickelte die zwei in ein angeregtes Gespräch, und im Nu war die Zeit um, und die Vorstellung begann.

Langsam teilte sich der große Vorhang, während gleichzeitig das Licht bis auf die Notbeleuchtung verlosch. Aus versteckten Lautsprechern klang eine schwere, einschmeichelnde Melodie auf, die immer lauter wurde, je weiter der Vorhang sich öffnete.

Starke Scheinwerfer warfen ihre Strahler auf ein unheimliches Bühnenbild.

Das Bild zeigte Fabelwesen und Dämonen aus dem Schattenreich. Grell bemalt und schrecklich anzusehen. Einige Zuschauer begannen schon bei diesem Anblick schwer zu atmen.

Minutenlang geschah nichts. Man ließ das Bühnenbild auf die Zuschauer wirken. Die Musik war ebenfalls leiser geworden, untermalte jetzt nur noch die im Hintergrund der Bühne zu sehenden schrecklichen Zeichnungen.

Die Augen der beiden Mädchen waren gebannt nach vorn gerichtet. Die unheimliche Atmosphäre hatte sie völlig eingefangen.

Anders John Sinclair. Er betrachtete die Sache aus dem kühlen Blickwinkel eines Berufskriminalisten.

John Sinclair war Inspektor bei Scotland Yard. Allerdings wurde er nur bei Fällen eingesetzt, wo normale Polizeimethoden versagten. Er hatte den Geistern und Dämonen den Kampf angesagt. Und seine bisherigen Erfolge zeigten, daß auch die Wesen aus dem Schattenreich nicht allmächtig waren.

John Sinclair war noch relativ jung. Kaum über dreißig, hatte er schon eine glänzende Karriere hinter sich und inzwischen einen Spitznamen erhalten: der Geistertöter.

John Sinclair war hier, weil er sich für alle Dinge interessierte, denen irgendwie der Hauch eines Übersinnlichen anhaftete. Und bei Sourette, dem Magier, hatte man ja genügend die Werbetrommel gerührt.

Plötzlich klang ein dumpfer Trommelwirbel auf. Ein weiterer Scheinwerfer warf seinen kreisrunden Kegel auf die Bühne, in dessen Mittelpunkt ein Gnom stand.

Ein leiser Aufschrei des Erschreckens ging durch die Reihen der Besucher.

Der Gnom lachte.

Teuflisch hallte das Gelächter durch den Zuschauerraum und wurde mit Hilfe der guten Akustik noch verstärkt.

Der Verwachsene hatte seine überlangen Arme in die Hüften gestützt und wiegte den Kopf im Rhythmus seines Gelächters.

Plötzlich brach das Lachen ab. Genauso unvorbereitet, wie es begonnen hatte.

Die Zuschauer hielten den Atem an. Manch einer konnte nicht vermeiden, daß ihm eine leichte Gänsehaut über den Rücken lief.

Der Gnom trug eine schwarze Trikothose und darüber eine glänzende hochgeschlossene Jacke mit goldenen Knöpfen. Sein Gesicht war häßlich, und die langen, strähnigen Haare hingen wirr an seinem Schädel herab.

Neben John atmete Kitty Jones gepreßt aus. Der Inspektor registrierte dies mit einem kurzen Seitenblick.

Dann begann der Gnom zu sprechen. Mit blecherner überlauter Stimme.

»Ich, Cascabel, bin der Diener des großen Sourette. Ich habe die Ehre, den Meister anzukündigen, der euch, die ihr seine Künste sehen

wollt, in das Schattenreich nimmt, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. Hahaha.«

Wieder gellte das teuflische Gelächter des Verwachsenen durch den Zuschauerraum.

Der Gnom wandte sich zur Seite und streckte seinen rechten Arm aus.

»Er kommt!« rief er. »Sourette, der Magier, hat die Hölle verlassen und ist auf dem Weg zu uns.«

Sofort verloschen sämtliche Scheinwerfer. Sekundenlang war die Bühne in ein absolutes Dunkel getaucht.

Dann flammten von beiden Seiten zwei violette Lichtstrahlen auf, trafen sich in der Bühnenmitte und rissen einen Mann aus der Dunkelheit.

Sourette, den Magier!

Er sah im Gegensatz zu seinem Helfer direkt zivilisiert aus. Sourette trug einen schwarzen Frack, ein weißes Hemd, das allerdings jetzt einen violetten Schimmer besaß, und um den Kragen eine dunkle Schleife. Ein Teil seines Gesichtes wurde durch einen Vollbart verdeckt. Das schwarze Haar war zurückgekämmt und glänzte.

Langsam ging der Magier einige Schritte vor. Die beiden Scheinwerferstrahlen folgten ihm.

Sourette erreichte den Rand der Bühne, blieb stehen und blickte in den Zuschauerraum.

Es war still. Eine fast greifbare Spannung lastete über den Menschen. Jeder hatte das Gefühl, von dem Magier direkt angesehen zu werden.

Sourette verzog die Lippen zu einem kalten Lächeln. Er hob den rechten Arm und schnippte einmal mit den Fingern.

Sofort tauchte Cascabel, der Verwachsene auf. Er schob einen kleinen Wagen vor sich her, auf dem allerlei Dinge lagen, die ein Zauberer benötigt.

Cascabel stellte den Wagen vor dem Meister ab und verließ eilig die Bühne.

Sourette griff nach einer Silberkugel. Sie paßte so gerade in seine Hand.

Er hob den Arm, drehte ihn ein paar Mal, flüsterte seltsame Beschwörungsformeln – und…

Die Kugel war verschwunden!

Ein Aufstöhnen geisterte durch den Zuschauerraum. Selbst John Sinclair konnte sich einer gewissen Faszination nicht entziehen.

Neben ihm flüsterte Kitty Jones: »Mein Gott, wie ist das möglich.«

Und plötzlich klang der Beifall auf. Er währte minutenlang, steigerte sich direkt zu einem Orkan und endete erst, als der Magier beide Arme hob.

Eine halbe Stunde verging. Sourette ließ sämtliche Gegenstände, die

auf dem Wagen lagen, der Reihe nach verschwinden. Auch John Sinclair mußte sich insgeheim eingestehen, daß er so etwas noch nicht erlebt hatte.

Nach dieser glänzenden Vorführung war der erste Teil des Abends zu Ende. Eine 20minütige Pause stand auf dem Programm.

In etwas gedrückter Stimmung verließen die Zuschauer den Saal, um sich an dem kalten Büfett und an der Bar zu stärken.

John Sinclair lud die beiden Mädchen ein, die dankend annahmen.

»Verstehen Sie das?« fragte Marion Nelson und nippte an ihrem Sektglas.

John lächelte. »Ich muß ehrlich gestehen, daß ich auch noch keine Erklärung gefunden habe. Aber Illusionisten, wie Sourette einer ist, arbeiten mit allen Tricks.«

»Kann aber nicht doch etwas Übersinnliches im Spiel sein?« meinte Kitty Jones. »Ich meine, er hat gesagt, er steht mit dem Teufel im Bunde.«

»Glauben Sie an überirdische Erscheinungen? Zum Beispiel an schwarze Magie?«

»Ich weiß nicht so recht.« Kitty zuckte fröstelnd die Achseln. »Man liest soviel.«

John wechselte das Thema, trotzdem er zu dieser Sache hätte wesentlich mehr sagen können. Aber er wollte die beiden Mädchen nicht beunruhigen.

Die Pause ging schnell vorbei. Der zweite Teil der Vorstellung begann. Und hier sollte laut Reklame auch das Publikum mitmachen.

Gespannt wartete man auf den Beginn.

Diesmal war die Bühne hell erleuchtet. Es standen auch einige Requisiten herum. Unter anderem ein rot angestrichener Kasten, der an der Vorderseite eine Tür besaß.

Sourette und Cascabel erschienen gemeinsam. Sie wurden mit frenetischem Beifall begrüßt. Sourette wartete ab, bis die Ovationen verklungen waren, und begann dann mit seiner Vorrede.

»Dieser Kasten hinter mir ist das Tor zu einer anderen Welt. Wer ihn betritt, wird in das Reich jenseits unserer Vorstellungskraft eingehen. Ich werde mit meinem Assistenten Cascabel den Versuch wagen. Dazu brauche ich aber Ihre Hilfe.«

Der Magier machte eine gekonnte Pause, um seine Worte wirken zu lassen.

»Ich möchte jemanden aus dem Publikum bitten, auf die Bühne zu kommen, damit er sich überzeugen kann, daß ich nicht mit einem Trick arbeite. Nun – wer hat Mut?«

Stille. Keiner der Besucher wagte sich zu melden.

Der Magier lachte spöttisch. »Wo bleiben denn die mutigen Herren?«

John Sinclair merkte, wie die beiden Mädchen neben ihm anfingen

zu tuscheln.

»Wollen Sie sich etwa melden?« fragte er Kitty Jones.

»Nein, Mr. Sinclair. Aber meine Freundin. Sie will unbedingt ausprobieren, was an der Sache dran ist. Ich kann es ihr nicht ausreden.«

John überlegte noch, ob er nicht gehen sollte, da stand Marion Nelson bereits auf.

»Ah, eine Dame hat den Mut gefunden. Schämen Sie sich, meine Herren«, sagte der Magier.

Alle Augen richteten sich auf Marion, die sich bereits durch die Zuschauerreihe drängte.

An der linken Bühnenseite war eine kleine Trittleiter befestigt, über die man auf die Bühne gelangen konnte.

Der Magier half Marion galant die Stufen hoch.

Dann legte er seinen Arm um ihre Schulter und führte sie in die Bühnenmitte.

»Sehen Sie sich dieses junge Mädchen an. Sie hat als einzige keine Angst vor der Konfrontation mit der Dämonenwelt. Darf ich Ihren Namen erfahren?«

Während der Magier Marion noch ausfragte, machte sich John seine Gedanken. Für seinen Geschmack sprach der Kerl zu viel von dem Dämonenreich. Der Inspektor wußte, daß dieses Reich existent war. Ihm selbst war es schon fast gelungen, dorthin zu gelangen. Sollte sich hinter dem Magier ein Dämon verbergen?

Sourette hatte seine Fragen beendet. Er winkte Cascabel, den Verwachsenen, herbei.

»Was Sie jetzt sehen, Ladies and Gentlemen, ist einmalig. Cascabel wird in den hinter mir stehenden Kasten steigen und diese Welt verlassen. Bitte.«

Der Gnom trat vor und zog die Tür des Kastens auf.

John Sinclair, der ziemlich vorn saß, konnte erkennen, daß die Innenwände mit geheimnisvollen Zeichen bemalt waren. Zeichen, wie sie nur Dämonen kannten.

Sein Verdacht erhärtete sich.

Cascabel stieg in den Schrank. Er warf noch einen letzten Blick in den Zuschauerraum, bevor Sourette die Tür schloß.

Marion Nelson stand einige Schritte entfernt und beobachtete das Schauspiel mit großen Augen.

Der Magier blieb hinter dem Kasten stehen. Er streckte seine Arme aus und murmelte dumpfe Beschwörungsformeln in einer Marion unbekannten Sprache.

Die Zuschauer hielten den Atem an, starrten gebannt auf die Bühne.

Plötzlich trat Sourette zurück. »Sehen Sie nach, Miss Nelson, ob Cascabel noch in diesem Kasten ist.«

Marion machte ein paar zögernde Schritte.
»Bitte, Miss Nelson, nur keine Angst.«
Marion berührte den kleinen Türknauf. Sie zögerte einen Moment, als hätte sie Angst vor dem, was kommen würde.
Dann zog sie die Tür mit einem Ruck auf.
Der Schrank war… leer!
Ein Aufstöhnen ging durch das Publikum. Marion Nelson konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken.
In ihre Überraschung drang Sourettes Stimme: »Nun was sehen Sie, Miss Nelson?«
»Er ist leer«, sagte Marion kaum hörbar.
»Wiederholen Sie es laut und deutlich.«
»Der Schrank ist leer!«
Wieder brach ein Beifallsorkan los. Selbst Kitty Jones klatschte.
Nur John Sinclair blieb gelassen. Es gab für ihn zwei Möglichkeiten. Entweder befand sich unter der Bühne eine Klappe, durch die der Gnom verschwunden war, oder Sourette war wirklich mit dem Teufel im Bunde.
John hoffte auf die erste Möglichkeit.
»Sind Sie nun überzeugt, Miss Nelson?« hörte er wieder Sourettes Stimme.
»Ja.«
Der Magier lachte. »Das klang immer noch ungläubig. Wie wär's, wenn Sie selbst einen Versuch machen würden?«
»Ich? Ich soll mich in den Schrank stellen?«
»Das hatte ich gemeint.«
»Mr. Sinclair«, flüsterte Kitty Jones, »das können wir nicht zulassen. Sie…«
»Marion ist erwachsen und hat ihren eigenen Willen«, antwortete John, obwohl ihm der Versuch gegen den Strich ging.
Auf der Bühne versuchte Sourette immer noch, das Mädchen zu überzeugen.
Schließlich willigte Marion ein.
»Was geschieht dann mit mir?« wollte sie wissen.
»Das darf ich Ihnen nicht verraten, Miss Nelson. Die Überraschung wäre weg. Aber ich kann Ihnen sagen, Sie werden nicht enttäuscht sein.«
»Na, ich weiß nicht.«
»Angst vor der eigenen Courage?«
»Nein. Ich mache es.«
»Na, bitte.«
Sourette trat zur Seite und zog die Tür des geheimnisvollen Schranks auf, die er vorher wieder geschlossen hatte.
Abermals konnte John Sinclair die seltsamen Zeichen sehen.

»Sie geht tatsächlich hinein«, flüsterte Kitty Jones.
John erwiderte nichts. Er hatte seinen Blick starr auf die Bühne gerichtet. Ihm entging nicht die kleinste Bewegung, jedes Detail nahm er wahr.
Im Zuschauerraum war es still. Niemand wagte einen Ton zu sagen. Vorhin war Sourettes Assistent in den Kasten gestiegen, doch jetzt war es eine Zuschauerin, die nicht ahnen konnte, was sie erwarten würde.
Sorgfältig verschloß der Magier den Kasten. Noch einmal ließ er seinen Blick über das Publikum gleiten, ehe er wieder hinter den Kasten trat und seine dumpfen Beschwörungsformeln sprach.
Nur noch ein Scheinwerfer war eingeschaltet. Er warf seine violette Lichtbahn genau auf den Kasten.
Plötzlich zuckte John Sinclair zusammen. Er hatte für den Bruchteil einer Sekunde ein helles Flimmern über dem Kasten bemerkt.
Als ob sich jemand entmaterialisierte. Sollte er mit seinem gräßlichen Verdacht recht behalten?
»Sehen Sie her!« dröhnte die Stimme des Magiers. Er trat an die Vorderseite des Schrankes und zog die Tür auf.
Ein Aufschrei ging durch das Publikum.
Marion Nelson war verschwunden!
Im gleichen Augenblick fiel der Vorhang…
Kitty Jones griff nach Johns Hand. Hart krallte sie ihre Fingernägel in das Fleisch.
»Mr. Sinclair, was ist geschehen? Wo ist Marion?«
»Ich weiß es nicht«, erwiderte John leise. »Noch nicht«, fügte er hinzu. Der Inspektor erhob sich.
»Was haben Sie vor, Mr. Sinclair?« fragte Kitty.
»Werde mir mal die Bühne genauer ansehen.«
»Ich komme mit.«
»Nein!« Johns Antwort hatte bestimmt geklungen, und Kitty, die schon halb aufgestanden war, ließ sich wieder in ihren Sitz fallen.
Auch unter den anderen Zuschauern war Unruhe aufgekommen. Jeder wartete darauf, daß sich der Vorhang öffnete und das verschwundene Mädchen wieder auf seinen Platz zurückkehren würde.
Aber nichts geschah.
John drängte sich durch die Zuschauerreihe, lief zu der kleinen Trittleiter am Bühnenrand und kletterte die Sprossen hoch.
Einige hundert Augenpaare sahen John Sinclair zu, wie er auf die Vorhangmitte zulief und die Stelle suchte, durch die er hindurchschlüpfen konnte.
John hatte sie schnell gefunden. Er zwängte sich durch den Vorhangspalt und stand auf der dunklen Bühne.
Es dauerte etwas, bis sich Johns Augen an die herrschenden

Lichtverhältnisse gewöhnt hatten.
Langsam machte der Inspektor seine Runde. Der dünne Teppich auf dem Holzboden dämpfte seine Schritte ein wenig.
Hoch über sich hörte John Stimmen. Es waren die Bühnenarbeiter und Beleuchter, die ihre luftigen Sitze verließen. Dort oben brannte auch nur noch das Notlicht.
Aber wo war Sourette, der Magier? Auch der geheimnisvolle Kasten war verschwunden.
Ein Mann im weißen Kittel kam plötzlich von der Seite her auf John zu. Im gleichen Moment ging auch wieder das Licht an. John sah überall am Rand der Bühne die Notbeleuchtung brennen.
Der Weißkittel rief John an. »He, sind Sie wahnsinnig, Mister. Was haben Sie hier überhaupt zu suchen?«
Wer so redete, das konnte nur der Inspizient sein. Er war es auch, wie sich herausstellte, und er wurde wesentlich freundlicher, als John seinen Ausweis präsentierte.
»Oh, Scotland Yard. Was kann ich für Sie tun, Inspektor?«
»Ich möchte gerne die Garderobe des Magiers sehen.«
Der Inspizient knetete sein Doppelkinn. »Das ist sehr schwer, Sir. Mr. Sourette hat verboten, irgendwelche Besucher vorzulassen.«
»Bei mir wird er eine Ausnahme machen«, antwortete John. »Ach, sagen Sie, weshalb war es vorhin so dunkel?«
»Ein Kurzschluß in der Leitung, Inspektor.«
»Kommt das oft vor?«
»Eigentlich nie. Es war heute das erstemal. Komisch. Na ja, wir hatten schließlich einen Magier hier.«
Die Männer hatten inzwischen die Bühne verlassen, gingen eine eiserne Wendeltreppe hoch und gelangten in den langen Flur des Theaters, in dem sich auch die Garderoben der Künstler befanden.
»Hier ist es, Inspektor«, flüsterte der Inspizient und deutete auf die dritte Tür rechts. »Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich jetzt verschwinde.«
»Nein, nein«, lächelte John, »gehen Sie nur.«
Der Inspizient rannte weg.
John wollte gerade an die Garderobentür klopfen, als diese aufgerissen wurde. Der Gnom trat heraus.
John ging unwillkürlich einen Schritt zurück. Der Gnom reichte ihm kaum bis zum Bauchnabel. Er trug immer noch die Kleidung, die er auf der Bühne angehabt hatte. Sein Buckel schoß wie ein spitzer Höcker hervor. Er war insgesamt eine traurige, etwas lächerliche Erscheinung, wenn nicht die Augen gewesen wären.
Sie blickten kalt und brutal – ohne jegliches Gefühl.
»Was wollen Sie hier?« zischte der Verwachsene.
»Ich möchte den großen Sourette sprechen.« John gab sich bewußt

den Anstrich eines Fans.
Der Gnom kicherte völlig unmotiviert. »Das möchten viele. Sehr viele sogar. Aber es ist noch keinem gelungen. Und auch Ihnen nicht. Hauen Sie ab, Mann!«
John kniff die Augen zusammen. Noch nahm er den Kerl nicht richtig ernst.
»Schön, dann werde ich eben der erste sein, der den Meister spricht.«
»Nein!« kreischte der Gnom, stellte sich blitzschnell vor die Garderobentür, breitete beide Arme aus und verwehrte John den Eintritt.
Der Inspektor lächelte, packte den Gnom am Kragen und wollte ihn zur Seite schieben.
Doch Cascabel hatte Kräfte, von denen der Inspektor nichts ahnen konnte.
Höllenkräfte!
John spürte den unerwarteten Widerstand, den ihm der Verwachsene entgegensetzte, und bekam einen brettharten Schlag in den Magen.
Der Inspektor taumelte. Ohne es zu wollen, stöhnte er auf. Er preßte beide Hände auf die getroffene Stelle und ging in die Knie.
Verschwommen sah er, wie der Bucklige die Garderobentür aufriß, in dem dahinterliegenden Raum verschwand und die Tür wieder zuwarf.
John quälte sich auf die Beine. Verdammt, er hatte den Kerl unterschätzt. Jetzt hieß es vorsichtig sein.
Inspektor Sinclair atmete tief durch und merkte, daß es ihm besser ging. Noch immer hatte sich auf dem Flur niemand blicken lassen. Von der sonst herrschenden Theaterhektik war nichts zu spüren.
Seltsam.
Welches Geheimnis verbarg die Garderobe? John mußte es herausfinden.
Er ging zu der nächsten Tür und fand sie offen. John huschte in den dahinterliegenden Raum.
Es war ebenfalls eine Garderobe. An einer Wand standen drei Schminktische mit den dazugehörigen Spiegeln. An der anderen entdeckte John einen Kleiderständer mit alten Kostümen. Licht brannte keines. Trotzdem fiel durch das Fenster von draußen noch genügend Helligkeit, um alles einigermaßen gut erkennen zu können.
John öffnete das Fenster. Er schaute an der alten Theaterfassade hinunter und hatte Glück.
Etwa einen halben Meter tiefer zog sich ein schmaler Sims um das Gebäude.
Hoffentlich hält der dein Gewicht, dachte John, als er aus dem Fenster kletterte.
Vorsichtig berührten seine Schuhe den Sims. John verlagerte das Gewicht voll auf seine Ballen, während seine Hände den

Fensterrahmen umklammerten.
Das Gestein hielt.
Stück für Stück tastete sich John nach links, kam dem Garderobenfenster des Magiers immer näher.
Seine Finger fanden in den rissigen Steinen der Hausfassade Halt.
John hangelte sich weiter. Immer näher kam er dem Fenster. Fingerdick lag der Schweiß auf seiner Stirn. Seine Hände begannen zu zittern.
Nur nicht schlappmachen, hämmerte er sich ein.
John schaffte es.
Er war so weit gekommen, daß er nur seinen Kopf zu drehen brauchte, um in die Garderobe des Magiers sehen zu können.
Zuerst sah John nichts. Doch dann fiel ihm ein schwaches rotes Licht auf, das wie eine riesige Kerzenflamme in der Mitte des Raumes zu schweben schien.
Was dann geschah, war so unwahrscheinlich, daß es ihm niemand glauben würde.
Der Magier und der Gnom traten gleichzeitig in diesen Lichtschein, der sich von Sekunde zu Sekunde verstärkte.
John sah die Umrisse der Männer wie durch ein dickes rotgefärbtes Glas.
Und plötzlich waren die Konturen verschwunden. Weg, so als hätten sie sich aufgelöst.
Es gab keinen Magier mehr und keinen Gnom. Das Dämonenreich hatte sie verschluckt.
John Sinclair machte sich auf den Rückweg. Als er schließlich wieder in der Garderobe stand, zitterte er am gesamten Körper. Nun stand endgültig fest, daß er es mit einem Dämon zu tun hatte.
Der Inspektor zündete sich eine Zigarette an, obwohl es verboten war, hier zu rauchen. Dann trat er auf den Flur, auf dem sich noch immer kein Mensch befand.
John drückte die Zigarette aus und gelangte nach einigem Suchen in den Zuschauerraum, der gerade von den letzten Besuchern verlassen wurde.
John Sinclair suchte Kitty Jones. Er mußte ihr vorsichtig beibringen, daß ihre Freundin verloren war.
Aber Kitty war nirgendwo zu finden.
Auch an der Garderobe konnte John sie nicht entdecken. Die beiden Mäntel waren allerdings abgeholt worden, wie ihm die Garderobiere mitteilte.
John bedankte sich und ging nach draußen. Er achtete nicht auf die Bemerkungen, die manche Besucher über seinen verschmutzen Smoking machten.
Er mußte unbedingt Kitty Jones finden. John hatte das Gefühl, daß

auch sie in einer großen Gefahr schwebte…

***

Kitty Jones wartete genau zehn Minuten.

Als John Sinclair dann noch nicht zurückgekehrt war, stand sie auf, ging zur Garderobe und holte ihren und Marions Mantel. Zum Glück hatte sie beide Karten eingesteckt.

Sie machte sich um ihre Freundin große Sorgen. Aber schließlich sagte sie sich, daß Kitty bestimmt schon zu Hause war und sie nur erschrecken wollte.

Zum Glück regnete es nicht, als das Mädchen aus dem Theater trat und die große Treppe hinunterging, um nach einem Taxi Ausschau zu halten.

Sie mußte warten. Das Angebot eines Mannes, sie mitzunehmen, lehnte sie ab.

Schließlich gelang es ihr doch, einen Wagen aufzutreiben. Sie setzte sich in den Fond und nannte ihre Adresse.

Während das Taxi durch die Straßen von London kurvte, hing Kitty ihren Gedanken nach. Sie machte sich plötzlich Vorwürfe, nicht doch noch länger gewartet zu haben.

Kitty merkte, daß sie schläfrig wurde. Sie schloß die Augen und dämmerte dahin.

»Kitty.«

Erschrocken zuckte das Mädchen zusammen.

Da hatte sie doch jemand gerufen. »Kitty.«

Wieder. Die Stimme. Mein Gott, die gehörte Marion.

Kitty riß die Augen auf, doch sie sah nur den Rücken des Taxifahrers.

Beunruhigt wandte Kitty den Kopf. »Marion?« fragte sie leise.

Nichts.

»Ist was, Miss?« fragte der Fahrer.

»Nein, nein. Schon gut.«

»Wir sind übrigens gleich da.«

Zwei Minuten später hatte Kitty das Taxi verlassen. Verloren stand sie vor dem siebenstöckigen alten Wohnhaus, das ihr auf einmal unheimlich vorkam.

Kitty kramte den Schlüssel aus der Handtasche und schloß auf. Dabei merkte sie, daß ihre Hände zitterten.

Kitty betrat den langen, mit grünen Fliesen gekachelten Hausflur und machte Licht.

In Gedanken versunken stieg sie die Steintreppe hoch. Als sie das erste Stockwerk erreichte, begann sie schneller zu gehen. Sicher wartete Marion bereits auf sie.

Kitty hatte den Wohnungsschlüssel schon in der Hand. Sie schloß auf und stellte fest, daß die Tür immer noch abgeschlossen war.

Merkwürdig, wenn Marion zu Hause war, tat sie das nie.
Leise betrat Kitty die Wohnung. Alles war dunkel.
»Marion?«
Keine Antwort.
Kitty spürte, wie ihr eine Gänsehaut den Rücken hinunterlief. Sie hatte auf einmal Angst. Ihre rechte Hand tastete nach dem Lichtschalter.
Die viereckige Lampe unter der Dielendecke flackerte auf. Sie verbreitete ein warmes gelbbraunes Licht.
Kitty machte überall Licht. Im Wohnzimmer, in der Küche, im Bad.
Nichts. Die Wohnung war leer. Keine Spur von Marion Nelson.
Mit klopfendem Herzen ließ sich Kitty Jones in einen Sessel fallen. Sie griff nach der Zigarettendose, holte ein Stäbchen hervor, schob es sich zwischen die Lippen und faßte mit der freien Hand das kleine Tischfeuerzeug.
Im gleichen Augenblick zuckte eine Flamme auf.
Kitty erschrak bis ins Mark. Unwillkürlich hatte sie einen Zug genommen. Die Zigarette fiel ihr aus dem Mund und landete auf dem Sessel, dessen Stoff durch die Glut sofort ein Loch bekam.
Aus ungläubigen Augen blickte Kitty auf das Feuerzeug in ihrer Hand.
Sie hatte es doch noch gar nicht angezündet, und da…
Das Mädchen begriff nichts mehr. Automatisch nahm sie die Zigarette vom Sessel und warf sie in den Aschenbecher.
Du bist nervös, sagte sie sich. Am besten legst du dich hin und versuchst zu schlafen. Gewaltsam verdrängte sie ihre Gedanken an Marion Nelson.
Kitty ging in das kleine Badezimmer und zog sich aus. Gedankenverloren betrachtete sie die mit einem Plastikvorhang abgeteilte Duschkabine. Sie stellte fest, daß sie am ganzen Körper naßgeschwitzt war. Eine Dusche konnte nicht schaden.
Kitty zog den Vorhang zur Seite – und erstarrte.
Auf dem gefliesten Boden lag das Kleid ihrer Freundin!
Zwei, drei Sekunden lang war Kitty unfähig, sich zu rühren. Sie hatte die Arme halb erhoben und die Hände zu Fäusten geballt. Der Schrei, der sich ihrer Kehle entringen wollte, blieb auf halbem Weg stecken.
Kitty schloß die Augen. Sie war einfach nicht mehr in der Lage, das Kleid anzusehen.
Sie wußte nicht, wie lange sie so gestanden hatte, doch als sie die Augen wieder öffnete, war das Kleid verschwunden.
Kitty Jones wankte. Hätte sie sich nicht mit einer Hand an dem Waschbecken festgehalten, wäre sie lang hingestürzt. Sie brauchte Minuten, um sich von dem Schreck zu erholen.
Was ging hier vor? Oder hatte sie alles nur geträumt? Spielten ihr die

überreizten Nerven einen Streich?

Kitty wußte keine Antwort. Mit unsicheren Schritten ging sie in das Schlafzimmer, zog das halb lange durchsichtige Negligé über und ließ sich ins Bett fallen. Das Licht in ihrer Wohnung hatte sie brennen lassen.

Kitty lag auf dem Rücken. Aus glanzlosen Augen starrte sie gegen die rissige Decke. In ihrem Körper war ein Gefühl der völligen Leere.

Irgendwann dämmerte Kitty ein. Sie wußte nicht, wie lange sie in diesem Zustand zwischen Traum und Wachsein gelegen hatte, auf jeden Fall schreckte sie plötzlich hoch.

Ein kalter Windzug berührte ihre halb nackten Schultern.

Das Fenster! Es wir offen! Der Wind pfiff in den Raum und blähte die Gardinen. Plötzlich verlöschte das Licht! Die Dunkelheit, die auf einmal über der Wohnung lag, ließ Kitty zittern. Rasend schnell schlug ihr Herz.

Wer hatte das Licht ausgeschaltet? Ein Einbrecher?

Starr vor Angst saß Kitty in ihrem Bett und lauschte.

Doch nichts geschah. Keine Schritte, kein Atmen. Nur der Wind pfiff durch das offene Fenster.

Kitty faßte sich ein Herz, stand auf und schloß das Fenster. Dann ging sie zu dem Lichtschalter, legte ihn um – nichts.

Es blieb dunkel. Wahrscheinlich war die Sicherung herausgesprungen, dachte Kitty, wußte aber im gleichen Atemzug, wie billig diese Ausrede war.

Mit klopfendem Herzen legte sie sich wieder ins Bett. Sie bebte am gesamten Körper. Es war die Angst, die ihre Krallen nach ihr ausgestreckt hatte.

Im Haus war es still. Die Bewohner hatten sich schon alle zur Ruhe gelegt.

Kitty nahm ihre Uhr und blickte auf das Leuchtzifferblatt.

Mitternacht!

Und da geschah es.

Plötzlich sah Kitty das rote Licht, das in ihrem Zimmer schwebte. In Form einer riesigen Kerzenflamme stand es direkt vor dem Fußende ihres Bettes.

»Kitty.«

Wieder hörte sie den Ruf ihrer Freundin.

Aus angstgeweiteten Augen starrte das Mädchen auf das rote Licht. Und dann glaubte sie, ihr Verstand würde aussetzen. Im Innern des roten Lichtkreises zeichnet sich eine Kontur ab.

Marion Nelson.

Kitty stöhnte auf. Sie wollte ihren Blick von dieser unheimlichen Erscheinung losreißen, doch es ging nicht. Wie ein Magnet saugten sich ihre Augen an Marion fest.

Jetzt löste sich der Frauenkörper aus dem roten Licht, schwebte über ihr Bett.

Kitty erkannte es mit nahezu brutaler Deutlichkeit.

Ja, dieses Wesen war Marion, ihre Freundin.

Sie trug dasselbe Kleid wie im Theater. Das Kleid, das Kitty auf dem Boden der Dusche gesehen hatte.

Mein Gott, wie war das möglich.

»Hallo, Kitty«, hörte sie Marions ferne Stimme. »Ich will dich zu mir holen. Komm mit in unser Reich.«

Nein, wollte Kitty Jones schreien, doch nur ein rauhes Krächzen drang aus ihrer Kehle.

Die Gestalt schwebte näher, stand direkt über ihr.

Mit unendlicher Mühe hob Kitty den Arm, wollte Marion anfassen, aber ihre Hand glitt durch die Gestalt hindurch.

»Ich – ich will nicht«, stöhnte Kitty. »Bitte, laß mich in Ruhe. Bitte. Ich…« Das Grauen schnürte ihr die Kehle zu.

Doch der Geist kannte keine Gnade. »Wenn du nicht willst, mußt du sterben«, hörte Kitty die Stimme ihrer Freundin.

»Sterben?« flüsterte Kitty.

»Ja, sterben.«

Im gleichen Augenblick verschwamm Marions Gesicht, und ein grinsender Totenschädel nahm dessen Platz ein. Die Hand der unheimlichen Erscheinung fuhr in das Kleid, kam zurück und hielt ein Messer in der Faust.

Wie hypnotisiert starrte Kitty auf das Messer und sah die blitzende Klinge, die sich langsam ihrer Kehle näherte…

***

Nicht weit vom James-Call-Theater entfernt fand John eine Telefonzelle.

Mit langen Schritten eilte er auf die Box zu, sah, daß sie unbesetzt war, riß die Tür auf und schnappte sich sofort das Telefonbuch.

Fieberhaft blätterte er den dicken Wälzer durch, suchte nach Kitty Jones' oder Marion Nelsons Namen.

Ohne Erfolg. Die beiden Mädchen hatten keinen Telefonanschluß.

Durch die Sucherei war wertvolle Zeit verlorengegangen. John machte sich wegen der Girls immer mehr Sorgen. Besondere Angst hatte er um Marion Nelson.

Der Inspektor rannte zu seinem Bentley, den er auf einem Parkstreifen abgestellt hatte. So schnell es der Verkehr zuließ, jagte er in Richtung Scotland Yard.

Zum Glück war das Gebäude auch während der Nacht besetzt. In jeder Abteilung arbeitete mindestens ein Mann.

An dem staunenden Portier vorbei rannte John zum Lift und fuhr in

die Kellerräume, wo sich unter anderem auch das riesige Archiv befand.

Der zuständige diensthabende Kollege war halb eingenickt. John scheuchte ihn hoch. 20 Sekunden später hatte er das Londoner Adreßbuch.

Wenn die beiden jetzt noch in einer anderen Stadt wohnen sollten…

Sie wohnten in der Meldon Street, nahe dem Stadtteil Soho. Nicht gerade eine vornehme Gegend.

John raste los. Er zog seinen Bentley durch die engen Londoner Straßen, was die Reifen einiges an Profil kostete. Aber darauf konnte er keine Rücksicht nehmen.

Die Meldon Street war eine typische Wohnstraße. Hohe angeschmutzte Häuser klebten eng aneinander. Alte Gaslaternen verbreiteten einen milchigen Schein.

Die Mädchen wohnten in dem Haus Nummer 17. Kurz davor fand John einen Parkplatz.

Er lief die paar Schritte bis zum Eingang, holte seine Kugelschreiberlampe hervor und leuchtete das Klingelbrett ab.

Jones – Nelson. Dritter Stock.

John wollte gerade schellen, als er sah, daß die Tür offenstand.

Blitzschnell stand der Inspektor in dem muffig riechenden Hausflur.

Er machte Licht.

Grüne, zum Teil abgeplatzte Fliesen bedeckten die Wände.

Der Inspektor jagte die Treppen hoch. Er nahm vier Stufen auf einmal.

Sein Atem ging kaum schneller, als er den dritten Stock erreicht hatte.

Er zählte zwei Wohnungstüren, die in der Mitte jeweils eine Scheibe aus Milchglas besaßen.

Die linke Tür gehörte zur Wohnung der beiden Mädchen. Sie besaß noch eine altmodische Drehschelle.

John legte gerade seinen Daumen und Zeigefinger an die Schelle, da hörte er den Schrei.

Es war ein Schrei, geboren aus Todesangst und Verzweiflung – und er kam aus der Wohnung der Mädchen.

John zuckte herum, winkelte den rechten Arm an und stieß den Ellenbogen durch die Scheibe.

Splitternd fiel das Glas nach innen.

Johns Rechte faßte durch das entstandene Loch, bekam einen Schlüssel zwischen die Finger und drehte ihn herum.

Die Tür war offen!

Der Inspektor stürzte in die Wohnung, warf im Laufen einen Blick in das dunkle leere Wohnzimmer und flog förmlich in den kleinen Schlafraum.

Was er sah, ließ das Blut in seinen Adern gerinnen.

Kitty Jones lag im Bett. Über ihr schwebte eine gräßliche Gestalt. Sie trug die Kleidung von Marion Nelson, doch ihr Schädel war ein Totenkopf.

Das Gespenst hielt in der rechten Hand ein Messer, dessen Spitze auf Kittys Kehle zielte.

Für John Sinclair blieb keine Zeit, lange zu überlegen. Er mußte handeln, falls es nicht schon zu spät war.

Mit einem wahren Panthersatz warf er sich vor, bekam im letzten Augenblick Kittys Bettdecke zu fassen und riß sie mitsamt dem Mädchen vom Bett herunter auf den Boden.

Das Gespenst stach zu. Mit einem satten Laut bohrte sich das Messer in das Kopfkissen. Federn stoben hoch.

»Kriechen Sie unter das Bett!« schrie John der völlig verzweifelten Kitty zu und sprang selbst auf, um sich dem mordenden Geist zu stellen.

Die Frau mit dem Totenschädel war herumgeschnellt. Jetzt erkannte John, daß sie über dem Bett schwebte.

Mit einer leichten, fast spielerisch anmutenden Bewegung wandte sich die unheimliche Erscheinung ihrem neuen Gegner zu.

Der Inspektor ärgerte sich, daß er keine Waffe bei sich führte, mit der er den Geist bekämpfen konnte. Er mußte sich voll auf seine Fäuste und seine Geschicklichkeit verlassen.

Das Gespenst griff an. Der messerbewehrte Arm fegte vor, zielte auf Johns Kehle.

Gedankenschnell zog der Inspektor den Kopf ein, so daß der Stoß ins Leere ging. Gleichzeitig schlug John zu. Doch sein Schlag traf nur die Luft. Der Geistkörper war für dreidimensionale Gegenstände nicht existent.

Die Wucht des Schlages riß John nach vorn. Er knallte mit den Kniescheiben gegen den Bettrand und fiel auf die Matratze.

Sofort warf sich John auf den Rücken.

Sein Glück. Das Gespenst hatte bereits zu einem neuen Stoß mit dem Messer ausgeholt.

John zog die Beine an und machte eine Rolle rückwärts. Hart krachte er auf der anderen Seite des Bettes auf den Boden. Wieder verfehlte ihn die mörderische Klinge nur um Haaresbreite.

Das Gespenst stieß einen Fauchlaut aus. Bisher war es ihm nicht gelungen, John Sinclair auch nur zu ritzen.

Aber auf die Dauer gesehen hatte der Inspektor keine Chance.

Der Kampf hatte im Dunkeln stattgefunden. Nur das rote Licht, das die Erscheinung umfloß, gab ein wenig Helligkeit.

Wieder führte das Gespenst eine Attacke, zog das Messer von unten nach oben.

John stieß sich ab. Mit seinem Hechtsprung flog er fast durch das gesamte Zimmer, kam dicht vor der Tür auf, rollte sich schulmäßig ab und stand wieder auf den Beinen.

Im Dämmerlicht der Wohnung erkannte er die offenstehende Badezimmertür.

Und da kam John eine Idee.

Geister, Vampire und Gespenster konnte man auch mit Wasser vernichten.

Der Gedanke war kaum in Johns Gehirn aufgeblitzt, da hetzte er auch schon in das Badezimmer.

Verschwommen sah er die Duschecke, riß den Vorhang auseinander und bekam sofort die Handbrause zu packen.

In diesem Augenblick tauchte das Gespenst in der Türöffnung auf.

John hielt die Handbrause in der Rechten, mit der Linken drehte er den Hahn auf.

Aus vielen kleinen Düsen spritzte die geballte Wasserkraft.

Und John Sinclair traf. Der Geist bekam die Ladung voll. Fast tierisch heulte er auf, duckte sich, wollte sich aus den Strahlen winden, doch John nagelte ihn fest. Er ließ die Handbrause auf und ab gleiten, so daß der gesamte Körper der unheimlichen Erscheinung getroffen wurde.

Und dann geschah etwas Seltsames. Der Totenschädel veränderte seine Form, wurde brüchig und platzte weg. Ein Gesicht erschien.

Marion Nelsons Gesicht!

Gleichzeitig wurde auch das rote Licht schwächer und war plötzlich ganz verschwunden.

Zurück blieb… Marion Nelson.

John Sinclair hatte sie aus dem Schattenreich zurückgeholt.

Erschöpft drehte John die Brause ab. Gleichzeitig flammte auch in der ganzen Wohnung wieder das Licht auf.

Langsam ging John Sinclair auf die am Boden liegende pudelnasse Marion zu.

Das Mädchen war bewußtlos. John nahm ihm das Messer ab, das es immer noch in der Hand hielt, und steckte es weg.

Jetzt erst hörte er die Stimmen der anderen Hausbewohner. Die Leute hatten sich vor der Korridortür versammelt und bestaunten die zerbrochene Scheibe.

Ehe irgendwelche Mißverständnisse aufkommen konnten, präsentierte ihnen John seinen Ausweis.

»Die Polizei ist aber schon unterwegs«, sagte ein dicker Mann im gestreiften Schlafanzug.

»Dann bestellen Sie sie wieder ab«, erwiderte John. »Sagen Sie meinetwegen, es war ein Irrtum, oder berufen Sie sich auf mich.«

»Ja, wenn das so ist«, knurrte der Dicke und verschwand nach unten.

»Was ist überhaupt passiert?« kreischte eine vollbusige Matrone im geblümten Morgenrock.

»Nichts, was Sie interessieren könnte, Madam. So, und nun gehen Sie am besten wieder ins Bett.«

John drehte den Gaffern den Rücken zu und ging zurück in die Wohnung. Als er das Schlafzimmer betrat, saß Kitty auf der Bettkante. Sie hatte das Gesicht in den Händen vergraben.

»Es ist alles vorbei, Kitty«, sagte John leise und strich ihr über das dunkle Haar.

Kitty hob den Kopf. John sah, daß sie verweinte Augen hatte.

»Mr. Sinclair«, flüsterte sie. »Was – was… war das. Die Erscheinung. Zuerst sah sie aus wie Marion. Dann kam dieser gräßliche Totenschädel… und das Messer. Sie wollte mich ermorden.«

»Niemand wollte Sie ermorden, Miss Jones.«

»O doch, Mr. Sinclair. Ich habe es genau gesehen. Wenn Sie nicht gekommen wären, dann… Mr. Sinclair, da!«

Kitty Jones schrie erstickt auf.

John wandte den Kopf.

Auf der Türschwelle stand Marion Nelson.

Neben sich hörte der Inspektor einen langgezogenen Seufzer. Kitty Jones war in Ohnmacht gefallen.

»O Gott, Mr. Sinclair«, stöhnte Marion Nelson. »Was ist passiert? Was machen Sie hier? Wie komme ich denn in unsere Wohnung?«

Das Mädchen kam mit ungläubigem Gesichtsausdruck auf den Inspektor zu.

John faßte Marion an der Schulter und drückte die völlig Verstörte auf das Bett.

»Ruhen Sie sich erst einmal aus«, sagte er lächelnd.

Marion schüttelte den Kopf. Sie blickte an sich herab und dann hin zu der ohnmächtigen Kitty Jones.

»Weshalb ist mein Kleid naß, Mr. Sinclair, und mein Haar? Was ist überhaupt geschehen?«

»Immer der Reihe nach«, sagte John leise. »Ehe ich Ihnen etwas erkläre, sind Sie an der Reihe. Erzählen Sie mir bitte, wie es Ihnen ergangen ist. Und damit Sie sehen, daß ich Ihre Lage nicht ausnutzen will, hier ist mein Ausweis.«

Staunend betrachtete Marion Nelson das Dokument. »Scotland Yard? Sie sind von…«

»Ja, ich bin.«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr. Also, Inspektor. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich nichts weiß. Mein Gehirn ist wie leergepumpt.«

John Sinclair gab so leicht nicht auf. »Miss Nelson, ich will Ihnen helfen, und Sie wollen mir helfen. Wir werden gemeinsam versuchen,

Ihre Erinnerung wieder zurückzugewinnen.«

»Wenn Sie meinen Inspektor.«

»Sie sind mit Ihrer Freundin Kitty im Theater gewesen und haben sich die Vorstellung des Magiers Sourette angesehen. Stimmt das?«

Marion nickte.

»Ihre Freundin und Sie haben dort meine Bekanntschaft gemacht. Wir haben in der Pause zusammen etwas getrunken und sind dann wieder in den Zuschauerraum zurückgegangen.«

»Natürlich, Inspektor, das weiß ich ja alles noch.«

»Wunderbar«, lächelte John, »dann wird Ihnen das andere auch noch einfallen. Der Magier hatte jemanden aus dem Publikum gebeten, auf die Bühne zu kommen und ihm zu assistieren. Sie haben sich gemeldet, Miss Nelson.«

Das blonde Mädchen fürchte die Augenbrauen. Eine steile senkrechte Falte bildete sich auf ihrer Stirn.

»Ja, jetzt erinnere ich mich«, sagte sie leise. »Ich ging auf die Bühne, und…«

»Weiter, Miss Nelson. Was geschah dann?«

»Der Magier sah mich an. Er hatte so komische Augen. Man konnte sich seinem Blick einfach nicht entziehen. Er sagte, ich solle in den Kasten steigen. Ich wollte gar nicht, doch irgend etwas zwang mich dazu. Dann schloß der Magier den Kasten. Das letzte, was ich sah, war sein triumphierendes Gesicht. Mehr weiß ich nicht.«

John Sinclair war enttäuscht. »Bitte, Miss Nelson, versuchen Sie sich zu erinnern. Jede Kleinigkeit ist wichtig.«

»Es geht nicht, Inspektor.« Marion schüttelte den Kopf. »Ich – ich weiß nichts. Ich glaubte nur in einen unendlich tiefen Schacht zu fallen, und dann war… Sendepause. Ich kam erst zu mir, als ich hier in dem Badezimmer stand, Inspektor.« Marion Nelson blickte John Sinclair an. »Jetzt sind Sie mir aber eine Erklärung schuldig.«

»Ja, Miss Nelson, das bin ich.«

Mit möglichst behutsamen Worten berichtete John, was vorgefallen war.

Trotzdem wirkte sein Bericht bei Marion wie ein unsichtbarer Faustschlag. Ihre Augen öffneten sich ungläubig, und sie stammelte nur immer die Worte: »Das ist doch nicht möglich.« Marion warf einen scheuen Blick auf die ohnmächtige Kitty Jones. »Ich sollte sie ermorden. Aber das gibt’s doch nicht.«

Es dauerte lange, bis sich Marion beruhigt hatte. John schärfte beiden Mädchen noch einmal ein, ihre Wohnung nicht zu verlassen und falls etwas geschehen sollte, ihn sofort anzurufen.

Dann heftete der Inspektor vor die zerbrochene Flurscheibe ein Stück Pappe. Anschließend verabschiedete er sich von Marion Nelson und Kitty Jones. Den Dolch hatte er Marion nicht gezeigt.

Vielleicht führte der ihn auf die Spur des Magiers…

***

Sieben Stunden später John Sinclair saß im Büro seines Chefs. Superintendent Powell hörte aufmerksam den Ausführungen des Inspektors zu. Er unterbrach John mit keinem Wort. Nur seine Augen – verdeckt hinter dicken Brillengläsern – fixierten ihn scharf.

»So ist die Sache gelaufen, Sir«, sagte John zum Schluß.

Superintendent Powell nippte an seinem Mineralwasser, in dem er eine Tablette gegen Magengeschwüre aufgelöst hatte. Er setzte das Glas behutsam auf einen kleinen Teller und fragte:

»Haben Sie schon einen Verdacht oder eine Spur, Inspektor?«

John schüttelte den Kopf. »Wenn ich ehrlich sein soll – nein. Da wäre höchstens das Messer als Ausgangspunkt für gewisse Nachforschungen. Der Magier und der Gnom sind verschwunden.«

Superintendent Powell verzog das Gesicht. »Aber sie werden irgendwo auftauchen, Inspektor. Schließlich wollten sie eine Tournee durch England machen.«

John lächelte säuerlich. »Wie es im Augenblick aussieht, werden sie die wohl abblasen. Sie sind durch mein Eingreifen gewarnt worden.«

»Also ist auch der berühmte Geistertöter mit seinem Latein am Ende«, meinte Superintendent Powell ironisch.

»Das steht noch nicht fest«, erwiderte John. »Immerhin haben wir den Namen des Magiers. Ich werde ein wenig in der Vergangenheit forschen. Doch zuvor besuche ich den Agenten, der die Tournee gemanagt hat. Schließlich gibt es Verträge, die uns vielleicht einen Hinweis geben können.«

»Versuchen Sie Ihr Glück, Inspektor.«

Damit war John entlassen. Er ließ seine Beziehungen spielen und wußte eine Viertelstunde später den Namen des Agenten.

Der Mann hieß Harold Pinter.

Sein Büro hatte er in der Carnaby Street.

John fuhr auf der Stelle hin. Natürlich bekam er keinen Parkplatz und stellte deshalb seinen Bentley neben einem Hydranten ab.

Sofort kam ein Bobby mit gezücktem Notizbuch angerannt. John wies sich aus und erklärte die Lage.

Der Bobby gab nach.

Der Vormittag war kaum angebrochen, und doch herrschte in der Carnaby Street schon reger Verkehr. Vor allen Dingen Touristen waren es, die in die kleinen Läden und Boutiquen strömten und die Sachen zu überhöhten Preisen kauften.

Harold Pinter hatte sein Büro direkt über einem Souvenirladen. John ging durch den nach Bohnerwachs riechenden Hausflur und stand wenig später vor einer mattglänzenden Mahagonitür.

»Harold Pinter – Agent«, stand auf einem Messingschild. John drückte auf den Klingelknopf.

Im Innern der Wohnung rasselte eine Schelle. Aber niemand kam, um zu öffnen.

Seltsam, dachte der Inspektor.

Er drückte mit der Hand gegen die Tür – und sie schwang auf.

John betrat einen Korridor, dessen Wände mit Künstlerfotos tapeziert waren. Überall hingen nackte und halbnackte Mädchen in verführerischen Posen.

»Wartezimmer«, las John auf einer Tür.

Kurz entschlossen ging er hinein.

Die beiden Personen, die in zwei Cocktailsesseln saßen und in irgendwelchen Magazinen blätterten, waren so verschieden wie Tag und Nacht.

Sie sahen überrascht auf, als John eintrat.

Die eine hatte ihre besten Jahre schon hinter sich. Ihre Haare waren rot gefärbt, und das Gesicht bestand fast nur noch aus Schminke.

»Mr. Pinter«, säuselte die Rothaarige und schob ihre beachtliche Oberweite in die richtige Stellung.

»Nein, ich bin nicht Mr. Pinter«, entgegnete John schnell.

»Ach so.«

Enttäuscht setzte sich die Künstlerin wieder hin.

Durch Johns Antwort war die andere Type erst gar nicht dazu gekommen, einzugreifen. Und das war auch besser so. Dem Knaben sah man das andere Ufer förmlich an. Hellblond gefärbte Haare, dunkle Glubschaugen und nachgezogene Wimpern.

»Wissen Sie, wann Mr. Pinter kommt«, wandte sich John an die Rothaarige.

»Keine Ahnung. Wir waren für heute bestellt. Aber bis jetzt hat er sich noch nicht sehen lassen. Der liegt bestimmt wieder mit irgendeiner Mieze im Bett.«

»War die Tür offen, als sie kamen?«

»Ja, sonst säßen wir nicht hier.«

»Ist auch wieder wahr, schöne Rose«, antwortete John lächelnd.

Der Roten blieb vor Überraschung der Mund offenstehen. Schöne Rose hatte bestimmt noch niemand zu ihr gesagt.

John verließ das Wartezimmer. Gegenüber befand sich die Tür zu Harold Pinters Büro. Sie war abgeschlossen.

Ein unruhiges Gefühl machte sich in John Sinclair breit. Sollte dem Agenten vielleicht etwas zugestoßen sein?

John bückte sich und spielte Dienstmädchen. Er peilte mit dem linken Auge durch das Schlüsselloch.

Was er sah, war der Ausschnitt von einem Fenster.

Der Inspektor reckte sich gerade wieder hoch, als sein Blick zufällig

auf den Boden fiel.

Eine dunkle Flüssigkeit lief unter der Türritze hervor. John steckte eine Fingerspitze in die Flüssigkeit und hielt die Hand dicht vor seine Augen.

Kein Zweifel, es war Blut, was an seinem Zeigefinger klebte.

Für John Sinclair Alarmstufe eins.

Dreimal warf er sich mit aller Macht gegen die Tür des Büros. Als die Rothaarige aus dem Wartezimmer gestürzt kam und gerade protestieren wollte, flog John bereits mit der Tür in das dahinterliegende Zimmer.

Seine schlimmsten Ahnungen wurden bestätigt.

Harold Pinter war tot.

Jemand hatte ihm den Schädel eingeschlagen!

***

»Immer wenn ich Sie sehe, Sinclair, bekomme ich Magenschmerzen«, knurrte Inspektor Torringham, Leiter der Mordkommission London Mitte.

John grinste. »Die haben sie sowieso schon.«

»Woher wollen Sie das denn wissen?«

»Gucken Sie mal in den Spiegel.«

Torringhams Mitarbeiter grinsten. Sie konnten sich über ihren Chef nicht beklagen. Unter der rauhen Schale steckte ein guter Kern. Torringham betrat als erster das Büro des Agenten. Er blieb an der Tür stehen und schob sich den speckigen Hut in den Nacken.

»Verdammte Schweinerei«, murmelte er. »Wie kann ein Mensch nur zu so etwas fähig sein.«

John, der hinter ihm stand, sagte nichts. Er rückte zur Seite und machte Platz für die Spezialisten der Mordkommission. Zusammen mit Torringham betrat er das Wartezimmer des toten Agenten.

Die Rothaarige war in Tränen aufgelöst, und der halbseidene Knabe hatte ein grünes Gesicht.

»Wo bekomme ich denn jetzt einen Job her?« heulte die Frau. »Schließlich kann ich doch nicht auf den Strich gehen. Ich…«

»Nun halten Sie mal die Luft an«, sagte Torringham. »Wenn Sie schon erzählen, dann etwas über den Mörder.«

Die Rothaarige schnäuzte. »Mörder? Was habe ich denn damit zu tun?«

Torringham warf einen Blick zur Decke. »Ich will wissen, ob Sie etwas gehört oder gesehen haben.«

»Ach so. Nee, nicht daß ich wüßte. Wir haben hier gesessen, das ist alles.«

Der Halbseidene nickte zu den Ausführungen der Frau.

Torringham gab sich nicht zufrieden. Nicht umsonst hatte er im Yard

den Namen »Der Hartnäckige« bekommen. Aber an diesem Fall biß er sich die Zähne aus.

Hilfesuchend warf er einen Blick zu John Sinclair hinüber.

Der zuckte nur mit den Achseln.

»Halten Sie sich zu unserer Verfügung«, sagte Torringham. »Ich schicke Ihnen gleich einen Beamten vorbei, der Ihre Personalien aufnimmt.«

Die Rothaarige und der Halbseidene nickten.

John und Torringham betraten den Korridor. Inspektor Sinclair gönnte sich eine Zigarette, während Torringham lieber bei seiner Pfeife blieb.

»Sagen Sie mal, Sinclair, Sie sind doch bei uns der Geistermensch. Hat dieser Fall etwa was Übersinnliches an sich? Dann laß ich nämlich sofort den Kram packen.«

»Wo denken Sie hin«, grinste John. »Das ist ein Mordfall wie er im Buche steht.«

»Und was tun Sie hier?«

»Ich wollte Harold Pinter sprechen, das ist alles.«

»In welcher Angelegenheit denn?« bohrte Torringham weiter.

»Es geht um einen Magier, der in letzter Zeit von sich reden gemacht hat.«

»Dieser Sourette etwa?«

»Genau der. Kennen Sie ihn?«

»Nein. Aber meine Frau. Sie wollte unbedingt Karten haben für seinen Galaauftritt. Hat aber dann keine bekommen.«

»Seien Sie froh, Torringham«, sagte John und klopfte seinem Kollegen auf die Schulter.

»Was soll das denn schon wieder heißen?«

»Erkläre ich Ihnen später. Ich muß leider weg. Machen Sie's gut.«

John verließ mit schnellen Schritten den Korridor. Die Worte, die Torringham ihm hinterherrief, verstand er nicht. Es war auch besser so.

***

Professor James P. Lowell leitete das Institut für Archäologie und Völkerkunde in Dover.

Der Wissenschaftler war auf seinen Gebieten eine Kapazität. Er hatte an mehreren Expeditionen in alle Länder der Erde teilgenommen und inzwischen acht Fachbücher veröffentlicht. Er hielt unter anderem Gastvorträge an allen großen Universitäten Europas und hatte selbst in Amerika einen guten Namen.

Diesen Mann wollte John Sinclair aufsuchen. Der Inspektor hatte seinen Besuch für den späten Nachmittag angekündigt.

Er brauchte genau 90 Minuten für die Strecke von London nach

Dover. Pünktlich um 17 Uhr bog er in den Park, der das Institut umgab, ein.

Die Reifen des Bentley schnurrten über gepflegte Kieswege bis zu dem wuchtigen zweistöckigen Gebäude, welches das Institut beherbergte.

John Sinclair kannte Professor Lowell von Zeitungsfotos her, und deshalb wußte er auch, daß der Mann, der an einer sorgfältig gestutzten Hecke schnitt, der bekannte Wissenschaftler war.

John parkte seinen Bentley vor dem Institut und stieg aus.

Professor Lowell hatte sich umgewandt und sah dem Inspektor interessiert entgegen. Er begrüßte John mit einem herzlichen Händedruck. »Willkommen, Inspektor«, sagte er.

Der Mann war John sofort sympathisch. Er war mittelgroß, trug sein Haar kurz geschnitten und hatte ein sonnenbraunes Gesicht mit unzähligen kleinen Fältchen darin. Professor Lowell trug eine braune Hose, ein weißes Hemd und hatte sich eine Strickjacke übergezogen.

Die beiden Männer gingen ins Haus und dann direkt in die Bibliothek.

Die großen Regale in dem Raum waren bis zur Decke gebaut und vollgestopft mit Büchern. Auf einem antiken Schreibtisch stand eine kostbare Lampe, die einen warmen Lichtschein verbreitete.

»Möchten Sie etwas trinken, Inspektor? Ich habe einen sehr guten französischen Kognak im Haus.«

»Da sage ich nicht nein.«

Der Professor holte zwei Schwenker und die Flasche aus dem Schreibtisch.

Die Männer prosteten sich zu.

»Wirklich, ein ausgezeichneter Stoff«, lobte John.

Der Professor lächelte geschmeichelt. »Tja, wer sich mit antiken Funden befaßt, sollte auch einen alten Kognak in Ehren halten. So, genug der Vorrede, Inspektor. Worum geht es Ihnen, oder wobei kann ich Ihnen helfen?«

John Sinclair sah Professor Lowell ernst an. »Ich möchte Sie zuvor bitten, über das, was hier geredet wird, Stillschweigen zu bewahren. Wenn ein Wort an die Öffentlichkeit gelangt, kann es zu einer Panik kommen.«

»Das ist selbstverständlich«, erwiderte der Wissenschaftler.

John nahm kein Blatt vor den Mund. Er berichtete von Anfang an, was geschehen war.

Professor Lowell unterbrach ihn mit keinem Wort. Er nickte nur hin und wieder ein paarmal.

»Kann ich den Dolch einmal sehen, Inspektor?« fragte er schließlich.

»Natürlich, hier ist er.«

John griff in die Tasche und holte die Waffe hervor.

Der Professor nahm sie in die Hand, ging damit zur Lampe und betrachtete sich den Dolche genauer.

»Ein selten kostbares Stück«, murmelte er. »Allein die Verarbeitung des Griffes ist eine künstlerische Meisterleistung.«

Professor Lowell nahm vom Schreibtisch eine Lupe und hielt sie dicht über den Griff.

»Seltsam«, murmelte er, »da sind Zeichen eingraviert. Der Text ist französisch. Aber ein sehr altes Französisch.«

»Können Sie es übersetzen?« fragte John.

»Ich werde es auf jeden Fall versuchen.«

Der Professor setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm Papier und Bleistift. Es dauerte einige Minuten, bis er den Text fertig hatte. Dann reichte er John das Blatt Papier.

»So ungefähr lautet die Übersetzung.« Der Inspektor las die Worte halblaut vor:

»Der Diener des Magiers wird mit diesem Dolch die Rache vollenden.«

Nachdenklich runzelte John die Stirn. Er wiederholte den Satz halblaut.

Professor Lowell blickte John gespannt an. »Nun, kommen Sie der Sache näher?«

»Wenn ich ehrlich sein soll – nein.«

»Wissen Sie denn, wer mit diesem Magier gemeint ist?« fragte der Wissenschaftler.

»Ja, der Kerl nennt sich Sourette.«

»Sourette«, sagte Professor Lowell nachdenklich, »klingt französisch, und der Dolch ist meiner Schätzung nach 300 bis 400 Jahre alt. Aus diesen Angaben läßt sich was machen. Warten Sie, Inspektor, ich glaube, ich kann Ihnen helfen.«

Der Wissenschaftler ging auf ein Regal zu, suchte eine Zeitlang die Buchrücken ab und griff dann nach einem alten Wälzer.

»Die Geschichte Nordfrankreichs, wie das Volk sie kennt«, sagte er, »mehr ein Legendenbuch als eine historische Aufzählung.«

Professor Lowell blätterte in dem Buch. Die Seiten waren teilweise vergilbt und klebten aneinander.

Doch der Wissenschaftler fand, wonach er suchte.

»Der Name Sourette taucht im Zusammenhang mit dem kleinen französischen Ort Beaumont auf. Hier hatte vor ungefähr 300 Jahren ein Magier mit gleichem Namen gelebt. Der Geschichte nach soll er dort lange Unheil angerichtet haben, bis die Menschen ihn ermordet hatten. Dies alles war in einer alten Mühle geschehen, und noch vor seinem Tod soll der Magier einen schrecklichen Fluch ausgestoßen haben, daß eines Tages sein Diener wiederkommen würde, um ihn zu rächen. – Sind Sie zufrieden, Inspektor?«

John nickte. »Mehr als zufrieden. Ich weiß jetzt endlich, wo ich den

Hebel ansetzen kann. In Beaumont. Vorausgesetzt natürlich, daß der heutige Magier und der von damals ein und dieselbe Person sind.«

Der Professor schüttelte den Kopf. »Unglaublich klingt so etwas. Wenn ich nicht den Dolch mit eigenen Augen gesehen hätte, würde ich alles für Hirngespinste halten.«

»Leider sind es keine.«

John Sinclair blieb noch etwa eine halbe Stunde bei dem Wissenschaftler. Dann verabschiedete er sich, bedankte sich noch mal sehr herzlich und fuhr zurück nach London.

Er war kaum in seinem Büro, als das Telefon läutete. Inspektor Torringham war am Apparat.

»Endlich erwische ich Sie mal, Sinclair. Wir haben doch vor einigen Stunden über diesen Sourette gesprochen, den komischen Magier.«

»Ja, wieso?«

Torringham schnaufte kurz, ehe er antwortete. »Normalerweise muß doch ein Agent Unterlagen über seine Leute haben. Aber in diesem Fall ist nichts gefunden worden.«

»Das, mein lieber Kollege, hatte ich mir fast gedacht«, erwiderte John und konnte sich trotz der ernsten Lage ein Schmunzeln nicht verkneifen.

***

Kitty Jones und Marion Nelson arbeiteten in einem Großraumbüro. Das Gebäude der Versicherung war 15 Stockwerke hoch und eine Konstruktion aus Glas und Beton.

Die beiden Mädchen hatten sich den Vormittag freigenommen. Aber auch jetzt – nach der Mittagspause – wollte die Arbeit nicht recht von der Hand laufen. Das Stimmengewirr und das Schreibmaschinengeklapper in dem großen Büroraum machte beide Frauen nervös.

Am schlechtesten fühlte sich Marion. Sie hatte starke Kopfschmerzen, und ab und zu machte sich ein Schwindelgefühl breit.

»Was ist mit dir?« fragte Kitty besorgt. Sie saß ihrer Freundin am Schreibtisch gegenüber und blickte sie nachdenklich an.

Marion lächelte gequält. Sie stützte den Kopf in beide Handflächen und atmete schwer aus. »Es ist immer noch der Schock, weißt du. Ich…«

»Möchtest du eine Tasse Kaffee?« fragte Kitty.

»Danke, jetzt nicht. Ich habe noch nie viel von Kaffee gehalten. Dadurch wird es auch nicht besser.«

Kitty Jones lehnte sich in ihrem Drehstuhl zurück. »Ich mache dir einen Vorschlag, Marion. Das beste ist, du machst ein paar Tage Urlaub. Fahr irgendwo aufs Land, wo dich keiner kennt und du die schrecklichen Ereignisse vergessen kannst.«

»Vergessen? Nein, Kitty, ich kann nicht vergessen. Je länger ich darüber nachdenke, um so stärker kommen die Eindrücke. Sie werden zu Bildern, die unsichtbar vor meinen Augen schweben. Dir kann ich es ja erzählen. Ich sehe Schreckgestalten, wie es sie nur in der Hölle gibt. Gräßliche Monster, die… Ach, ich weiß auch nicht mehr.«

Mit einer müden Bewegung wischte sich Marion über die schweißnasse Stirn.

Kitty wollte gerade etwas sagen, als ein Mann in grauem Anzug neben dem Schreibtisch auftauchte.

Es war der Abteilungsleiter, ein von allen gefürchteter Mensch.

»Sie schlafen wohl, Miss Nelson. Was denken Sie, wofür Sie Ihr Gehalt bekommen?«

»Meiner Freundin geht es nicht gut«, sagte Kitty.

»Halten Sie sich da raus, Miss Jones.«

Marion hatte die Stimme ihres Vorgesetzten wie aus weiter Ferne gehört. Jetzt wandte sie langsam den Kopf.

Verschwommen sah sie ein Gesicht, dessen untere Hälfte von einem langen Bart bedeckt war. Die Lippen des Mannes klafften plötzlich auseinander, und ein lautloses Lachen drang aus dem Mund.

Mein Gott, das war doch – Sourette!

Marion stöhnte. Krampfhaft schloß sie die Augen.

»Ich habe mit Ihnen geredet, Miss Nelson«, hörte sie wieder die Stimme des Abteilungsleiters.

Nur mühsam hob Marion die Augendeckel.

Die Vision war verschwunden.

Vor ihr stand der Abteilungsleiter. Er hatte beide Hände in die Hüften gestützt und blickte mit spöttischem Lächeln auf seine Angestellte herunter.

»Entschuldigen Sie, Mr. Haggerty, aber mir – mir geht es nicht gut. Ich muß mal zur Toilette.«

Schwer stützte sich Marion Nelson vom Schreibtisch hoch. Sie merkte, daß ihre Beine zitterten.

»Marion«, rief Kitty, »komm ich helfe dir.« Sie sprang von ihrem Stuhl auf und lief um den Schreibtisch herum.

Auch die anderen Kolleginnen waren aufmerksam geworden. Neugierig blickten sie hinüber.

Eine Gelegenheit für Haggerty, sich elegant aus der Affäre zu ziehen.

»Hier gibt es nichts zu sehen. Sehen Sie zu, daß Sie an Ihre Arbeit kommen.«

Er warf noch einen Blick auf Marion Nelson und verschwand.

Marion war leichenblaß. Kitty hielt sie an beiden Schultern gefaßt.

»Ich gehe mit dir zum Waschraum. Du kippst ja sonst unterwegs noch um.«

»Nein, es geht schon wieder«, sagte Marion mit überraschend fester

Stimme. »Es war nur ein kleiner Schwächeanfall. Ich bin gleich wieder da.«

Mit Puddingknien ging Marion Nelson durch das große Büro. Mancher verstohlene Blick wurde ihr zugeworfen.

Marion trat auf den langen Gang, dessen Wände mit grünen Platten gekachelt waren. Auf dem Weg zum Waschraum begegnete ihr nur ein Angestellter, der sie verwundert ansah.

Der Waschraum war leer und ebenfalls grün gekachelt. An der einen Wand waren mehrere Becken installiert, über denen große Spiegel hingen.

Sekundenlang betrachtete sich Marion im Spiegel. Noch immer war ihr Gesicht weiß wie ein Leinentuch. Unzählige Schweißperlen glitzerten auf der Stirn.

Marion drehte den Hahn auf. Rauschend strömte das Wasser in das Becken. Das Mädchen bückte sich, formte die Hände zu einem Trichter und wollte sie gerade unter den Wasserhahn halten, da nahm sie neben sich eine Bewegung wahr.

Erschrocken kreiselte Marion herum.

Vor ihr stand der Bucklige!

Im ersten Moment konnte Marion keinen Ton hervorbringen. Zu grauenhaft war die Überraschung gewesen.

Marion spürte, wie die Hand, mit der sie sich an das Waschbecken geklammert hatte, wegglitt und ihre Knie nachgaben. Im letzten Augenblick konnte sie sich noch fangen.

»Dachtest du, du würdest uns entkommen?« flüsterte der Bucklige rauh. »Nein, wen Sourette einmal in den Klauen gehabt hat, den läßt er nie mehr los.«

Cascabel lachte lautlos. »Sieh dich um, dort steht der große Sourette.«

Wie in Trance wandte Marion den Kopf.

Der Gnom hatte nicht gelogen. Direkt neben der Tür stand der Magier. Er blickte Marion aus seinen unergründlichen Augen an. Ein dunkelroter Schein hatte sich um seinen Körper gelegt. Langsam kam er näher.

»Marion Nelson«, sagte er leise, »du wirst die erste sein, deren Schädel ich mir hole, um meine Rache zu vollenden. Ich wollte dich zu meiner Dienerin machen, doch du hast versagt. Jetzt bist du mein Opfer!«

Marion begriff nichts. Sie wußte nicht, was sie diesem Mann getan hatte. Warum gerade sie?

Warum?

Wie aus weiter Ferne hörte sie draußen auf dem Gang eine Frauenstimme schimpfen, vernahm das harte Schlagen einer Türklinke.

Schrei doch um Hilfe! rief eine innere Stimme. So schrei doch endlich!

Kein Ton drang über die Lippen des Mädchens. Ganz dicht stand der Magier vor ihr. Seine Lippen bewegten sich kaum, als er sagte: »Du bist das erste Opfer meiner gnadenlosen Rache!«

Er streckte die Hand aus, berührte die Schulter des Mädchens.

Es war Marion, als hätte sich die Hölle aufgetan und würde sie verschlingen. Ein blutroter Kreisel begann sich zu drehen, wurde immer schneller und zog sie in einen Schacht, aus dem es kein Entrinnen mehr gab…

***

»Es ist eine Schweinerei!« schimpfte die Frau, als sie das Büro betrat.

Kitty Jones, die sowieso nicht gearbeitet hatte, sprang auf.

»Was ist denn, Flora?«

»Was ist denn, was ist denn«, äffte die Frau nach. »Deine Freundin, diese Marion, ist in den Waschraum gegangen und hat die Tür abgeschlossen. Will sie sich mit einem Liebhaber treffen?«

»Aber da steckt doch gar kein Schlüssel drin«, sagte Kitty und wurde auf einmal bleich.

Ohne die Antwort ihrer Kollegin abzuwarten, rannte sie über den Gang in Richtung Waschraum.

Aufgeregt legte sie die Hand auf die Klinke.

Die Tür war offen!

Kitty stürzte in den Waschraum.

Marion war nicht da. Nur ein laufender Wasserhahn rauschte. Gegenüber dem Waschbecken befanden sich die Toilettentüren. Fünf insgesamt. Kitty öffnete jede Tür. Die Zellen waren leer.

»Marion?« rief Kitty.

Keine Antwort.

Kitty Jones bekam plötzlich Angst. Die Ereignisse der vergangenen Nacht standen wieder klar und deutlich vor ihren Augen. Sollte Marion sich in den Klauen des Magiers befinden?

Wie von Furien gehetzt, rannte Kitty Jones wieder aus dem Waschraum. Sie lief nicht zurück an ihren Arbeitsplatz, sondern betrat eine Tür vorher das Büro von Mr. Haggerty.

»Mr. Haggerty«, rief sie atemlos. »Ich muß unbedingt telefonieren.«

Haggerty blickte sie aus seinen kalten Augen an. »Sie wissen ja, Miss Jones, daß Privatgespräche…«

»Es ist kein Privatgespräch!« schrie Kitty plötzlich. »Ich muß mit Scotland Yard sprechen. Begreifen Sie das doch einmal, Sie sturer Klotz.«

Kitty wußte selbst nicht, woher sie den Mut genommen hatte, diese Worte zu sagen. Aber wahrscheinlich war es die Aufregung.

Wortlos schob ihr Haggerty den Telefonapparat zu.
Die Nummer von Scotland Yard kannte Kitty auswendig. Eine unpersönlich klingende Frauenstimme meldete sich.
»Bitte verbinden Sie mich mit Inspektor Sinclair«, sagte Kitty. »Aber beeilen Sie sich. Es ist dringend.«
»Einen Augenblick.«
Sekunden später hörte Kitty John Sinclairs Stimme.
»Inspektor, es ist etwas Schreckliches geschehen. Marion ist verschwunden.«

***

Marion Nelson hatte das Gefühl, zu schweben. Ihr Erwachen glich einem Auftauchen aus einer unendlichen Nebelwolke. Sie sah verschwommene rote Gestalten mit verzerrten Gesichtern auf sie zurasen und dicht vor ihren Augen zerplatzen.
Dann war alles vorbei.
Marion befand sich wieder in der Gegenwart. Fast überdeutlich spürte sie die Kälte, die in ihre Glieder kroch.
Langsam öffnete das Mädchen die Augen.
Flackernder Kerzenschein traf ihre Pupillen. Der Schein reichte gerade aus, um die Umrisse einer Höhle oder Grotte erkennen zu können.
Dicke, aus Lehm gestampfte Kellerwände schlossen Marion ein. Ihr Blick wanderte weiter, traf die brennende Kerze. Ein unheimliches Gefühl überkam Marion.
Die Kerze war der Mittelpunkt eines Kreises, der von Knochen gebildet wurde.
Menschenknochen!
Marions Herzschlag stockte. Was hatte das alles zu bedeuten? Wieso lag sie überhaupt in dieser Höhle? Wie war sie hergekommen?
Fragen, auf die sie keine Antwort fand.
Marion Nelson lag auf dem Rücken. Sie war nicht gefesselt. Langsam stützte sie sich hoch. Es ging besser, als sie dachte. Sie hatte zwar ein taubes Gefühl in den Beinen, aber das kam bestimmt vom langen Liegen.
Vorsichtig näherte sich Marion dem Kreis aus Menschenknochen. Der Kerzenschein tanzte flackernd über die bleichen Gebeine. Marion hatte das Gefühl, als würden die Knochen sie höhnisch angrinsen.
Sie hob den Kopf und blickte zur Decke. Sie erkannte eine Leiter, die nach oben führte und vor einer Falltür endete, von der Marion nur schwach die Umrisse sehen konnte.
Neue Hoffnung keimte in ihr auf. Sie setzte sich in Bewegung, wollte auf die Leiter zugehen, da hörte sie hinter ihrem Rücken das Kichern.
Marions Herz krampfte sich zusammen. Das Kichern wirkte wie ein

elektrischer Schock auf sie.
Sie konnte sich denken, wer hinter ihr stand.
Langsam wandte sich Marion um.
Cascabel starrte sie an. Sein Gesicht hatte sich zu einer Grimasse verzogen, die kleinen Augen funkelten tückisch und siegessicher.
Marion nahm allen Mut zusammen. Nur keine Angst zeigen! hämmerte sie sich ein.
»Was soll das bedeuten?« fragte sie mit schwacher Stimme. »Warum halten Sie mich fest? Wo bin ich überhaupt?«
Der Gnom schüttelte seinen häßlichen Schädel. »Das sind viele Fragen auf einmal. Aber keine Angst, ich werde sie dir beantworten.«
Der Gnom ging ein Stück zur Seite, trat bis dicht an den Kreis aus Gebeinen.
»Das magische Symbol«, flüsterte er, »das magische Symbol der Rache. Jahrhunderte hat es gedauert, bis der Magier zurückkehren konnte. Doch durch mich ist es ihm gelungen. Und du wirst das erste Opfer sein.«
Marion spürte, wie ihre Knie zitterten. »Warum?« flüsterte sie tonlos. »Was habe ich getan?«
Cascabel lachte lautlos. »Getan, fragst du. Gar nichts. Aber deine Vorfahren, sie haben sich schuldig gemacht. Sie waren dabei, als der große Sourette geköpft wurde. Hier in der Mühle. Dein Urahn hat ihm mit dem Beil den Schädel vom Körper getrennt. Und du wirst genauso sterben wie Sourette. Aber deine Seele wird in das Dämonenreich eingehen, wird keine Ruhe finden, bis in alle Ewigkeit.«
»Das – das ist doch ein Witz«, hauchte Marion. »Sie machen doch Spaß. So etwas gibt es nicht. Sagen Sie, daß Sie mir nur etwas vorlügen, womit Sie mir angst machen können. Los, sagen Sie es!«
Bei den letzten Worten hatte sich Marions Stimme überschlagen.
Sie fühlte eine nie gekannte Panik in sich aufsteigen. Dazu wirbelten Gedankenfetzen in ihrem Kopf herum.
Marion wankte. Sie spürte wie ihre Beine nachgaben. Ächzend sank sie in die Knie.
Der Bucklige stand genau vor ihr. Marion hob den Kopf, begegnete dem gnadenlosen Blick des Gnoms und wußte auf einmal, daß es keinen Zweck hatte zu betteln.
Der Gnom verzog die Lippen. »Zieh dich aus«, sagte er. »Du wirst so sterben wie Sourette. Ohne ein Kleidungsstück am Körper.«
Marion schüttelte den Kopf. »Nein«, kreischte sie. »Das kann ich nicht. Ich…«
Cascabel trat mit dem Fuß gegen ihre Schulter.
Das Mädchen flog zurück. Ihre rechte Hand berührte dabei einen der Menschenknochen.
Ein glühender Schmerz fraß sich plötzlich durch ihren Arm, drang bis

in ihr Gehirn. Für wenige Augenblicke wurde sie ohnmächtig.
Zeit, die dem Gnom reichte.
Mit gierigen Fingern tastete er über Marions Körper, fetzte ihr förmlich die Kleidung vom Leib.
Endlich wich die Lähmung.
Nackt rollte sich Marion unter den Händen des Gnoms weg. Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung kam sie auf die Füße, rannte auf die Leiter zu und kletterte die Sprossen hoch, da packte Cascabel zu.
Seine Hand krallte sich um Marions Knöchel.
Das Mädchen schrie auf.
»Du verdammtes Biest!« zischte der Gnom und griff mit der anderen Hand Marions rechten Fußknöchel.
Brutal zog er das Mädchen von der Leiter.
Marion schlug mit dem Gesicht und dem Körper hart gegen die Sprossen, bevor sie stöhnend auf die Erde sackte und zusammengekrümmt liegenblieb.
Der Gnom lachte und verschwand im Hintergrund des Verlieses.
Marion hob den Kopf. Tränen hatten Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Das Mädchen zitterte am ganzen Körper. Sie fühlte sich wie ein Tier, das man in die Enge getrieben hatte.
Cascabel kam wieder.
Marion sah seinen unförmigen Schatten auf und ab tanzen.
Der Gnom hielt etwas in der Hand. Etwas Blitzendes.
Das Beil!
Marion Nelson wußte plötzlich, was mit ihr geschehen sollte. Und dieses Wissen brachte sie fast um den Verstand.
»Neiiin!« gellte ihr verzweifelter Schrei auf, doch es war niemand da, der ihr helfen konnte.
Der Bucklige hielt das Beil in beiden Händen. Es hatte eine sehr breite Klinge und einen übergroßen Stiel.
»Dein Blut wird den Tod des Magiers rächen«, flüsterte der Bucklige.
Marion warf den Kopf in den Nacken. Sie streckte beide Arme aus, in der trügerischen Hoffnung, ihrem Schicksal doch noch zu entgehen.
Cascabel trieb sie hoch.
Marion spürte seine harte Faust überall an ihrem Körper, und dann traf sie ein brutaler Schlag, der sie in die Knie zwang.
Das Mädchen kauerte am Boden. Hilflos, verzweifelt und voll Todesangst.
Über sich hörte sie das triumphierende Lachen des Gnoms. Überdeutlich warf die flackernde Kerze den Schatten des Buckligen an die Wand. Der Schatten veränderte sich, wurde gestreckter.
Cascabel hatte das Beil gehoben. Zwei Herzschläge lang schwebte die Klinge über dem wehrlosen Mädchen.
Dann zischte sie herab…

***

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte Kitty Jones und drehte ihr Martiniglas zwischen den Fingern. »Warum gerade Marion? Was hat sie Schlimmes getan?«

Kitty saß mit John Sinclair in einem gepflegten Restaurant in der Londoner City. John war nach Kittys Anruf sofort losgefahren und hatte das Mädchen in dieses Speiselokal geführt, um sich ungestört mit ihr unterhalten zu können.

John nippte an seinem Whisky. Er legte Kitty die Hand auf den Arm. »Ich weiß auch keine genaue Antwort auf Ihre Frage, Kitty. Aber wahrscheinlich müssen wir den Grund für Marions Verschwinden in der Vergangenheit suchen. Vielleicht sogar in der Geschichte eines anderen Landes. Es gibt gewisse Spuren, die auf Frankreich hinweisen.«

Kitty hob den Kopf. »Wieso Frankreich? Marion war, soviel ich weiß, noch nicht dort.«

»Ich sprach auch nur von vagen Hinweisen. Trotzdem werde ich morgen nach Frankreich fahren und diese Spur verfolgen.«

Kitty horchte auf. Ihr hübsches Gesicht hatte plötzlich einen harten Zug bekommen.

»Ich fahre mit, Inspektor.«

»Das ist unmöglich.«

»Doch, ich fahre mit. Marion war meine einzige Freundin. Sie hat bis auf zwei ältere Tanten keine Verwandten mehr. Ich bin es ihr einfach schuldig, mehr über ihr Schicksal zu erfahren. Und auch Sie, Inspektor, werden mich nicht daran hindern. Wenn Sie es versuchen, fahre ich auf eigene Faust. Ich weiß zwar nicht genau, wo Sie hinwollen, aber ich werde es schon herausbekommen.«

John sah Kitty Jones lange Zeit nachdenklich an. »Vielleicht ist es sogar besser, wenn Sie mitfahren«, sagte er. »Sie kennen Ihre Freundin schließlich am besten.«

»Danke, Inspektor.«

John sah, daß Kitty mit den Tränen kämpfte.

»Ist etwas?« fragte er besorgt.

»Sagen Sie mir eins, Inspektor«, flüsterte Kitty mit erstickter Stimme, »glauben Sie, daß Marion noch lebt?«

»Ja. Solange wir uns nicht vom Gegenteil überzeugt haben, besteht immer noch Hoffnung.«

***

Das europäische Festland empfing John Sinclair und Kitty Jones mit Nebel und Nieselregen. Sie hatten von Dover nach Calais mit der Fähre übergesetzt und fuhren nun mit dem Bentley weiter.

Die Landstraßen in der Provinz Calvados waren schlecht. John

mußte nicht nur wegen des Nebels langsam fahren, sondern er versuchte auch so gut wie möglich, den vielen Schlaglöchern auszuweichen.

Kitty fühlte sich unbehaglich. Sie war sehr schweigsam. Hin und wieder rauchte sie eine Zigarette.

Auch John Sinclair hatte nicht viel gesprochen. Er mußte sich zu sehr auf die Straße konzentrieren.

»Ist es noch weit, Mr. Sinclair?« fragte Kitty plötzlich.

»Zwei bis drei Meilen etwa.«

»Danke.«

Das Mädchen versank wieder in Schweigen. John sah es von der Seite an und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Mit Bravour nahm der Bentley alle Unebenheiten der Straße. Einmal mußten sie für ein paar Minuten stehenbleiben, da eine Schafherde ihren Weg kreuzte.

Kitty ließ die Scheibe heruntersurren, steckte den Kopf aus dem Fenster und sah auf die Rücken der Schafe.

»Was glauben Sie, erwartet uns, Mr. Sinclair?«

John ging nicht direkt auf die Frage ein, sondern sagte: »Was auch immer geschieht, Kitty. Halten Sie sich heraus. Keine Extratouren und Alleingänge. Ich sage das in Ihrem eigenen Interesse.«

»Sie werden mit mir zufrieden sein, Mr. Sinclair.«

John lächelte und fuhr langsam an, da die Schafherde sich auf eine große Wiese verteilt hatte.

Nach fünf Minuten Fahrt tauchten die ersten Häuser von Beaumont auf. Es waren einstöckige Steinbauten mit kleinen Fenstern und roten Ziegeldächern.

John ließ den Bentley langsam durch das Dorf rollen. Er sah kaum einen Menschen. Bei diesem Wetter nicht verwunderlich.

»Hoffentlich gibt es hier ein Hotel«, meinte Kitty.

»Ein Hotel wohl kaum, aber ein Gasthaus werden wir bestimmt finden. Und die Wirte haben meistens auch Zimmer zu vermieten.«

»Na, wer sagt's denn«, sagte John, »da ist ja schon was.«

John hatte den Bentley auf einen runden Marktplatz gelenkt, in dessen Mitte eine alte Ulme stand.

Um den Marktplatz herum befanden sich alle wichtigen Gebäude des Dorfes. Bürgermeisteramt, Apotheke, zwei Lebensmittelläden und ein Gasthaus.

John fand davor einen Parkplatz, schwang sich aus dem Bentley und half Kitty beim Aussteigen.

Nachdenklich betrachtete er den Gasthof. Es war ein hier in der Gegend selten vorkommendes Fachwerkhaus und schien uralt zu sein. Es war etwas windschief gebaut worden, und über der stabilen Holztür hatte man eine Jahreszahl eingemeißelt. 1634.

»Da kann man direkt Ehrfurcht bekommen«, meinte Kitty.

Die Eingangstür besaß eine große gußeiserne Klinke. John drückte sie nach unten. Dann mußte er sich gegen die Tür stemmen, um sie überhaupt aufzubekommen.

Kitty folgte ihm.

Sie standen in einem winzigen Vorflur, von dem aber drei Türen abzweigten.

Die linke führte in die Gaststube.

Als John und Kitty eintraten, begann ein Glockenspiel zu läuten. Es war die Melodie eines alten französischen Volksliedes.

Die Einrichtung der Gaststube war rustikal. Auf einem stabilen Eichentresen standen zwei große Weinfässer. Das Regal dahinter war gefüllt mit Schnapsflaschen. John fiel auf, daß sie alle kein Etikett besaßen.

An den massiven Wänden der Gaststube hingen alte Schifferlampen, und der Boden bestand aus dicken Holzbohlen. An der etwas welligen weißgetünchten Decke zogen sich die Lichtleitungen hin.

Man hatte sie nicht unter Putz gelegt. Insgesamt gesehen, machte diese Gaststube einen gemütlichen Eindruck.

»Gefällt es Ihnen, Kitty?« fragte John leise.

»Ja, es ist ganz nett.«

Aus einer Seitentür kam der Wirt. Er sah aus wie ein typischer Franzose. Seine Oberlippe zierte ein dichter Schnurrbart, und auf dem Kopf trug er eine Baskenmütze.

Sein faltiges sonnenbraunes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als er die beiden Neuankömmlinge sah.

»Guten Tag, Madame, guten Tag, Monsieur«, sagte er freundlich und zog seine Mütze vom Kopf.

John, der leidlich Französisch sprach, erwiderte den Gruß.

»Womit kann ich den Herrschaften dienen?« fragte der Wirt.

»Können wir bei Ihnen zwei Zimmer bekommen?«

»Aber sicher, Monsieur. Entschuldigen Sie meine Neugierde, sind Sie nicht verheiratet?«

»Nein«, antwortete John. »Ich bin Journalist, und das ist meine Assistentin.«

»Ach, ich verstehe.« Der Wirt lächelte hintergründig. »Haben die Herrschaften Gepäck?«

»Ja, im Wagen. Aber wir holen es später.«

»Ganz wie Sie wünschen.« Der Wirt ging hinter den Tresen und nahm eine Flasche aus dem Regal.

Er zog den Korken heraus und füllte drei kleine Gläser mit einer goldbraunen Flüssigkeit.

»Ein Begrüßungsschluck«, sagte er, »echter, selbstgebrannter Calvados. Ein Gedicht, Monsieur. Auf Ihre Gesundheit.«

Der Schnaps rann wie flüssiges Eisen durch die Kehlen. Kitty, die solche Getränke nicht gewohnt war, begann zu husten.

Der Wirt lachte. »Ja, Mademoiselle, beim erstenmal ist es immer so. Aber hinterher schmeckt es. Ich heiße übrigens Pierre.«

John stellte Kitty und sich vor.

Der Wirt füllte noch einmal die Gläser. »Auf einem Bein kann man nicht stehen.«

Sie leerten die Gläser.

»Ja, er ist schon was Feines, unser Calvados«, philosophierte der Wirt und zwirbelte seinen Schnurrbart. »Aber sagen Sie, was hat Sie in unsere Gegend verschlagen? In Beaumont ist nichts los. Keine Touristen – nichts.«

»Wir sind gewissermaßen beruflich hier«, sagte John. »Wir beschäftigen uns mit der Geschichte Frankreichs. Vor allen Dingen mit der Geschichte, wie sie das Volk sieht. Uns interessieren die alten Legenden über Geister und Gespenster.«

Das Gesicht des Wirtes verschloß sich. »Und da hoffen Sie, bei uns etwas zu finden?« fragte er mit einem lauernden Unterton in der Stimme.

»Ja«, erwiderte John mit einem entwaffnenden Lächeln.

»Darf man fragen, was?«

»Nun…« John zögerte ein wenig mit der Antwort. »Ich hörte von einem Magier, der hier sein Unwesen getrieben haben soll.«

Der Wirt zuckte zusammen. »Um Himmels willen«, rief er. »Lassen Sie die Toten ruhen. Es ist besser für uns alle.«

»Ich verstehe Sie nicht. Ist etwas passiert?«

»Und ob«, flüsterte der Wirt. »Dieser Magier – er hieß übrigens Sourette – ist von den Toten auferstanden. Er ist wiedergekommen, um grausame Rache zu nehmen.«

»Das müssen Sie mir genauer erklären, Pierre.«

Der Wirt zündete sich erst einmal eine Schwarze an. Dann flüsterte er: »Es ist schon einige Wochen her, da fand man den alten Perell. Tot, ermordet. Irgend jemand hatte ihm mit einem Beil den Kopf eingeschlagen.«

»Schrecklich«, sagte John. »Aber warum hat man das getan?«

»Der Mörder hat aus unserem kleinen Museum einen Schädel gestohlen. Es war der Schädel des Magiers, der vor einigen hundert Jahren ermordet worden ist. Und einen Tag später passierte der zweite Mord.«

»Interessant. Erzählen Sie weiter, Pierre.« John war von den Neuigkeiten wirklich überrascht.

Der Wirt nahm erst noch einen Schluck Calvados. »Man fand den Toten in der alten Mühle. Genau dort, wo auch der Magier damals umgekommen war. Der Ermordete war Gilbert Ruminski, unser

Dorflehrer. Auch sein Schädel war eingeschlagen worden. Seit diesem Tag geht in unserem Dorf die Angst herum. Nehmen Sie einen guten Rat an, Monsieur. Fahren Sie mit Ihrer Assistentin zurück. Hier ist es zu gefährlich.«

John überhörte die warnenden Worte des Wirtes. Er fragte: »Wie ist es denn mit der Polizei? Hat die nichts festgestellt?«

Pierre winkte ab. »Wenn es gegen Geister geht, ist auch die Polizei machtlos. Sogar aus Saint Lô sind sie gekommen. Haben eine Woche lang in unserem Dorf herumgefragt. Was ist dabei rausgekommen? Nichts. Sie sind unverrichteter Dinge wieder abgezogen.«

»Das ist allerdings seltsam«, sagte John. »Was meinen Sie, Kitty?«

»Ich habe nur die Hälfte verstanden. In… Pardon, Mr. Sinclair. Aber wenn ich einen Wunsch äußern darf. Ich möchte mich gerne ein wenig frisch machen.«

»Aber sicher doch«, sagte John.

Er teilte dem Wirt Kittys Wunsch mit.

»Dann wollen Sie also doch hierbleiben?«

»Ja.«

»Gut. Aber ich habe Sie gewarnt.«

Gemeinsam mit dem Wirt gingen sie nach draußen und holten den Koffer aus dem Bentley. Um den Wagen hatten sich inzwischen einige Jugendliche versammelt, die ihn fachmännisch begutachteten.

Der Wirt scheuchte sie weg.

»Lassen Sie doch«, sagte John. »Kinder sind überall gleich.«

Pierre ließ es sich nicht nehmen, selbst das Gepäck hinaufzutragen.

John und Kitty bekamen zwei nebeneinanderliegende Zimmer.

»Können wir bei Ihnen zu Abend essen?« fragte der Inspektor den schnauzbärtigen Wirt.

»Aber natürlich. Wann darf ich die Herrschaften erwarten?«

John warf Kitty einen fragenden Blick zu.

»In zwei Stunden«, sagte sie.

John übersetzte es dem Wirt.

»Ich freue mich«, sagte Pierre. »Meine Frau wird Ihnen ein Essen zaubern, woran Sie noch lange denken werden. Sie werden die Früchte des Meeres genießen. Ah, wunderbar.« Pierre schnalzte mit der Zunge.

John und Kitty konnten sich ein Lachen nicht verbeißen. Dieser Wirt war wirklich einmalig.

»Wir treffen uns also in zwei Stunden unten in der Schenke«, sagte John Sinclair. »Ich werde die Zeit nutzen und mir das Dorf ansehen.«

»Weshalb, Mr. Sinclair?«

»Sagen Sie John, Kitty.«

Das Girl lächelte. »Also weshalb, John?«

»Nur aus reiner Neugierde.«

***

Kitty Jones stand an dem kleinen Fenster und schaute hinaus in den trüben Spätnachmittag.

Draußen nieselte es noch immer. Der Himmel war eine graue Wolkendecke. Vom Meer her kam Wind auf und vertrieb den Nebel.

Kitty öffnete das Fenster und lehnte sich über die schmale Brüstung.

Das Zimmer lag in der ersten Etage, und Kitty konnte, soweit es die Witterung zuließ, einen Teil des Dorfes überblicken. Ein beklemmendes Gefühl machte sich plötzlich breit. Sie kam sich wie eingeschlossen vor. Dazu mußte sie immer wieder an ihre Freundin Marion denken. Sollte sie wirklich hier in der Nähe sein?

Kitty Jones fröstelte plötzlich und schloß das Fenster.

Sie begann ihren kleinen Koffer auszupacken.

Das Zimmer war klein, aber sauber. In einer Ecke stand ein dunkelbraunes Holzbett, ihm gegenüber ein Schrank und an der freien Wand ein Waschbecken. Einen Tisch gab es nicht, dafür stand neben dem Bett eine Nachtkonsole mit einer Lampe und einem Stuhl.

Kitty schlüpfte aus Rock und Bluse und holte einen dunkelroten Rollkragenpullover aus dem Schrank. Sie wollte ihn gerade über den Kopf streifen, als sie den Ruf vernahm.

»Kitty!«

Das Girl zuckte zusammen. Die Stimme, mein Gott, sie gehörte Marion.

»Kitty!«

Unendlich langsam drehte sich das Mädchen um. Ihren Pullover hielt sie krampfhaft vor die Brust gepreßt.

Im Zimmer war niemand.

Erleichtert atmete das Mädchen auf. Mein Gott, jetzt war sie schon ganz verrückt, hörte überall Stimmen und sah Gespenster.

Kitty Jones zog ihren Pullover über und auch einen anderen Rock an.

»Kitty!«

Wieder diese Stimme.

Das Mädchen krampfte sich zusammen. Es nahm allen Mut zusammen. »Marion? Bist du es, Marion?«

»Ja, Kitty. Ich bin es. Komm mit mir. Zu der Mühle. Sourette, er wartet dort auf dich.«

Kittys Nerven vibrierten. »Wo bist du, Marion? Bitte, zeige dich!«

»Ich bin hier am Fenster.«

Kitty wandte den Kopf, doch sie konnte nichts sehen.

»Ich kann dich nicht erkennen, Marion. Bitte, zeige dich.«

Nichts geschah. Auch die Stimme war nicht mehr da. Dann, nach einigen Minuten, hörte Kitty sie wieder.

»Es ist so schwer, Kitty. Ich schaffe es nicht. Ich habe nicht die Kraft, zu dir zu kommen. Du mußt zu mir kommen. In die Mühle, Kitty.

Hörst du. In die Mühle… die Mühle… die Mühle…«

Die Stimme verstummte.

Kitty Jones spürte, wie ihr Angstschauer über den Rücken liefen. Sie konnte einfach nicht begreifen, was sie eben gehört hatte. War es wirklich Marion gewesen, die sie gerufen hatte?

Aber warum hatte sich Marion nicht gezeigt? Vielleicht lebte sie gar nicht mehr und hatte aus einer anderen Welt zu ihr gesprochen. Allein der Gedanke daran ließ Kitty Jones erschauern. Aber sie wollte es jetzt wissen. Sie spürte plötzlich einen ungeheuren Drang, zu der Mühle zu gehen.

Leise öffnete Kitty Jones die Zimmertür.

Es brauchte niemand zu wissen, daß sie das Gasthaus verließ. Auf Zehenspitzen schlich sie über den Gang, bis hin zu der alten Treppe, die nach unten führte.

Dort blieb sie lauschend stehen.

Von unten hörte sie Stimmen. Es war der Wirt, der mit seiner Frau sprach.

Behutsam betrat Kitty die ersten Treppenstufe. Sie hielt sich immer am Rand, da sie Angst hatte, daß die Treppe knarrte.

Ungesehen erreichte sie unten den Flur. Er war lang und gelbgrün gestrichen. Eine Hintertür führte zum Hof. Kitty überlegte gerade, ob sie da durch verschwinden sollte, da betrat von der Gaststube her eine Frau den Gang, Überrascht blieb sie stehen, als sie Kitty sah. Dann zog ein Lächeln über ihr rundes, gutmütiges Gesicht.

»Ah, Sie sind sicher Mademoiselle Jones, die bei uns wohnt, nicht wahr?«

Kitty, die nur die Hälfte verstanden hatte, nickte auf gut Glück.

»Aber wo wollen Sie denn hin? Jetzt um diese Zeit und bei dem schlechten Wetter?«

Kitty nahm ihr Schulfranzösisch zusammen und sagte, daß sie spazierengehen wolle.

Die Frau schüttelte den Kopf, doch dann zuckte sie mit den Schultern und verschwand wieder in der Gaststube.

Kitty atmete auf.

Sie ging nach draußen. Der Nieselregen, vom Wind getrieben, traf sie schräg ins Gesicht. Zum Glück hatte Kitty ihren Trenchcoat übergezogen. Sie stellte den Kragen hoch und lief los.

Auf dem Marktplatz befanden sich kaum Menschen. Kitty erreichte ungestört die Straße, die zum Dorfausgang führte.

Bald hatte sie den kleinen Ort hinter sich gelassen. Mutterseelenallein ging Kitty über die einsame Straße. Eine innere Stimme trieb sie unaufhaltsam voran. Kitty kannte den Weg zur Mühle nicht, und trotzdem war es ihr, als wäre sie diese Strecke schon oft gegangen.

Der Weg machte eine Kurve und führte an einem Waldstück vorbei.

Die hohen Wipfel der Bäume rauschten im Wind.
Kitty Jones ging zügig weiter. Wie auf geheimen Befehl verließ sie die Straße und bog auf einen schmalen Feldweg ein.
Das Gelände wurde hügelig.
Nach weiteren zehn Minuten, als der Feldweg wieder einen kleinen Hang hinaufführte, hatte Kitty die Mühle erreicht.
Groß und wuchtig stand sie vor ihren Augen. Sie war schwarz angestrichen und wirkte in dem Halbdunkel noch unheimlicher als bei Tage.
Langsam ging Kitty weiter. Der Weg wurde breiter und mündete in einen kleinen mit Unkraut übersäten Platz.
Kitty blieb stehen. Direkt vor einem der großen Mühlenflügel, der unbeweglich in der rauhen Luft stand.
Dann sah Kitty die Eingangstür. Sie war ziemlich groß und lief nach oben hin spitz zu.
Zögernd setzte das Mädchen einen Fuß vor.
Im gleichen Augenblick öffnete sich wie von Geisterhand bewegt die Tür der Mühle.
Eine dunkle Öffnung gähnte Kitty entgegen.
Plötzlich bekam das Mädchen Angst. Sie wollte sich herumwerfen, zurücklaufen, doch Marions Stimme nagelte sie auf der Stelle fest.
»Komm, Kitty. Komm zu mir.«
Und Kitty gehorchte. Gegen ihren Willen. Vergessen war das Angstgefühl, vergessen waren auch John Sinclairs Ratschläge, für sie gab es nur noch die Stimme ihrer Freundin Marion.
Kitty hatte die Tür erreicht.
Noch zögerte sie.
Und plötzlich sah sie Marion. Sie hatte beide Hände erhoben, schwebte ein Stück über dem Boden und lockte Kitty mit samtweichen, flüsternden Worten.
Kitty Jones folgte der Versuchung. Sie ging zögernd in die gähnende Öffnung und verschwand im Dunkel der unheimlichen Mühle. »Marion?« rief sie.
Keine Antwort. Marion Nelson war verschwunden.
Langsam gewöhnten sich Kittys Augen an die herrschenden Lichtverhältnisse. Sie konnte einige Umrisse erkennen – und sah vor sich plötzlich eine huschende Bewegung.
Ein irres Kichern ließ sie erstarren. Kitty schrie auf.
Sie hatte Cascabel, den Gnom, erkannt.
Der Bucklige trat vor sie hin. Nur undeutlich sah sie seine Gestalt. Doch dafür drangen wie Hammerschläge die Worte des Gnoms in ihr Gehirn.
»Du hattest gedacht, schlauer als der große Sourette sein zu können, doch du hast dich geirrt. Um Mitternacht wirst du dem großen

Sourette geopfert. Du wirst…«
Der Gnom sprach weiter, doch Kitty hörte seine Worte nicht mehr. Flieh! schrie es in ihr. Flieh von diesem schrecklichen Ort.
Sie nahm alle Kraft zusammen, wollte sich herumwerfen.
Zu spät!
Einem Schemen gleich war Cascabel an ihr vorbeigehuscht und hatte die Tür von außen zugeknallt.
Zwei, drei Herzschläge lang stand Kitty unbeweglich. Dann sprang sie zu der Tür, fand die schwere Klinke, drückte sie nach unten.
Die Tür war abgeschlossen.
Und von draußen hörte sie das Kichern des Verwachsenen.
»Bis Mitternacht. Denk daran, bis Mitternacht, dann wird auch dich der große Sourette holen.«
Ein teuflisches Lachen begleitete die Worte des Gnoms.
In ihrer sinnlosen Panik schlug Kitty gegen die Tür. Die Schläge hallten hohl durch die alte Mühle.
Mehr erreichte das Mädchen nicht. Die Tür hielt Kittys verzweifelten Befreiungsversuchen stand.
Weinend sackte Kitty vor der Tür zusammen. Alle Vorwürfe kamen zu spät.
Sie war gefangen.
Gefangen in der Teufelsmühle!

***

»Gendarmerie« stand auf dem verkratzten Messingschild. John Sinclair blieb vor dem Haus stehen und betrachtete prüfend die Fassade.
Unten befand sich die Polizeistation. Die drei Fenster, die zur Straße zeigten, bestanden zur Hälfte aus Milchglas. Hinter den Fenstern brannte Licht.
Oben schien die Privatwohnung des Gendarms zu sein. Hinter den Scheiben hingen Gardinen, und auf den Fensterbänken standen Blumentöpfe.
Drei Stufen führten zur Eingangstür hoch. John Sinclair legte seinen Finger auf einen Klingelknopf.
Im Haus schepperte hohl eine Glocke. Dann wurde die Tür aufgedrückt.
Durch einen Flur betrat der Inspektor das linker Hand liegende Dienstzimmer.
Der Dorfgendarm saß hinter seinem Schreibtisch und sah John Sinclair neugierig entgegen. Gelassen zog er an seiner gebogenen Pfeife. Er stieß den Rauch durch die Nasenlöcher aus und hüllte sich so in eine Qualmwolke.
Der Gendarm mußte dicht vor der Pensionierung stehen. Er hatte den

traurigen Gesichtsausdruck eines Beerdigungsunternehmers und eine überlange spitze Nase. Vor sich, auf dem wurmstichigen Schreibtisch, hatte er eine museumsreife Schreibmaschine stehen.

»Machen Sie die Tür zu, Monsieur«, sagte der Polizist zur Begrüßung. »Ich habe Rheuma.«

John kickte die Tür mit dem Absatz ins Schloß. Dann schlenderte er langsam auf den Schreibtisch zu.

Der Gendarm verzog sein Gesicht zu einem auffordernden Lächeln.

»Setzen Sie sich, Monsieur.« Er wies dabei auf einen Holzstuhl, dessen Lehne John nicht ganz stabil zu sein schien.

Der Inspektor nahm Platz.

Der Gendarm quälte sich ächzend auf seinem Stuhl herum und saß schließlich so, daß er John genau ins Gesicht sehen konnte.

»Sie sind Ausländer?« fragte er.

»Stimmt«, erwiderte John. »Sieht man mir das an?«

»Aber Monsieur. Ich bin fast 40 Jahre bei der Polizei. Da bekommt man einen Blick für Menschen. Was kann ich also für Sie tun? Hatten Sie hier in Beaumont eine Reifenpanne, dann…«

»Augenblick«, unterbrach John den Redefluß des Beamten. »Ich wohne in diesem Ort.«

»Was? Sind Sie wahnsinnig? Sie wohnen hier in Beaumont.« Der Gendarm lachte. »Entschuldigen Sie, aber das ist noch nie vorgekommen. Ein Tourist bei uns. Wenn ich das meiner Frau erzähle, die lacht…«

»Ich bin kein Tourist.«

»Ach.« Der Gendarm legte seine Pfeife weg. »Interessant. Was hat Sie denn dann in unsere Gegend geführt?«

»Ich bin Engländer, heiße John Sinclair, und von Beruf bin ich Journalist«, gab John in Stichworten seine Personalien durch, wobei er natürlich bei der Berufsbezeichnung ein wenig geflunkert hatte.

»Journalist also«, brummte der Gendarm. »Was schreiben Sie denn so?«

»Mich interessiert die Geschichte Frankreichs.«

»Das ist lobenswert«, sagte der Gendarm und wuchs direkte um drei Zentimeter.

»Lassen Sie mich doch mal ausreden, Monsieur. Ich meine die Geschichten, wie sie im Volk erzählt werden. Die Legenden über Geister, Hexen und Dämonen.«

Der Gendarm schluckte aufgeregt, so daß sein Adamsapfel rauf und runter sprang.

»Sprechen Sie etwa von der verfluchten Mühle?« fragte er lauernd.

»Ja.«

»Lassen Sie um Himmels willen die Finger davon, Monsieur. Keiner aus dem Dorf wagt sich dorthin. Die Mühle ist ein Platz des Teufels.

Sie werden dort in die Hölle gezogen.« Der Gendarm bekreuzigte sich.

John ließ sich nicht einschüchtern. Im Gegenteil. »Das ist alles schön und gut, was Sie mir da erzählen, aber diese Sachen sind vor einigen hundert Jahren geschehen. Der Magier wurde doch von Menschen aus diesem Dorf hingerichtet. Oder nicht?«

Das Gesicht des Polizisten verdüsterte sich. »Stimmt, Monsieur. Aber in alten Kirchenbüchern steht, daß der Magier einen Fluch ausgestoßen hat, der die Nachkommen der an der Hinrichtung Beteiligten treffen soll. Und der Fluch ist in Erfüllung gegangen. Jemand hat den Schädel des Magiers gestohlen. Dabei wurde der alte Perell umgebracht. Wenig später fand man unseren Dorfschullehrer tot auf.«

»Aber der hatte doch gar nichts damit zu tun«, sagte John. »Ich meine, dessen Vorfahren wohnten nicht hier in Beaumont, soviel ich weiß.«

»Das ist richtig, Monsieur. Wer weiß allerdings, welch grauenhaftes Spiel sich der Magier ausgedacht hat.«

»Waren Ihre Vorfahren denn an der Hinrichtung beteiligt?« fragte John.

Der Gendarm wurde blaß und nickte.

»Dann sind Sie demnach auch in Gefahr?«

Der gute Mann senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Ja, Monsieur. Auch ich und viele andere in unserem Dorf! Wir alle leben unter einem Druck. Fast jeder hat Angst, und man fragt sich, wer wird der nächste sein?«

John zündete sich eine Zigarette an und sagte: »Beschreiben Sie mir den Weg zur Mühle.«

Der Gendarm sprang von seinem Stuhl hoch. »Um Himmels willen, Monsieur, gehen Sie nicht dorthin. Die Stelle ist verflucht. Sie laufen in den Tod.«

John lächelte schmal. »So schnell stirbt man nicht.«

Der Gendarm versuchte noch eine Viertelstunde lang, John von seinem Vorhaben abzubringen. Ohne Erfolg. Was sich der Inspektor einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte er auch durch.

Dann verabschiedete er sich von dem ängstlichen Mann und ging nach draußen.

Inzwischen war es dunkel geworden. Auf der Dorfstraße brannten vereinzelt ein paar Gaslaternen.

Die Menschen hatten sich in ihre Häuser verzogen. Es schien wirklich so, als hätten sie Angst vor dem grausamen Fluch des Magiers.

Gemächlich schlenderte John den Weg zurück. Er wollte erst zu Abend essen und sich dann auf den Weg zur Mühle machen.

Nach einigen Minuten erreichte John den Gasthof. Rechts und links neben der Tür brannten zwei Sturmlaternen.

John betrat die Gaststube und stellte sich sofort an den Tresen. Pierre, der Wirt, saß mit einigen Männern am Tisch. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und flüsterten.

»He, Pierre«, rief John, »einen Calvados.«

Der Wirt drehte den Kopf. »Ah, Monsieur Sinclair. Einen Augenblick, ich komme sofort.«

Er sagte noch etwas zu seinem Nachbarn, sprang dann auf und eilte zum Tresen.

»Wir haben gerade über Sie gesprochen, Monsieur, und über Ihren Mut, den Sie an den Tag legen. Also, ich könnte das nicht.«

Pierre reichte John das schmale zylinderförmige Glas. John trank es mit einem Zug leer.

»Was ich noch sagen wollte, Pierre, meine Assistentin, war sie inzwischen schon wieder hier unten?«

»Sie meinen Mademoiselle Jones?«

»Ja, wen sonst.«

»Aber… die ist doch weggegangen.«

»Was sagen Sie da?«

»Meine Frau, Monsieur Sinclair, sie hat Mademoiselle Jones gesehen. Sie hat auch mit ihr gesprochen.«

»Was hat meine Assistentin gesagt?«

»Sie – sie wollte nur spazierengehen. Wir haben uns auch gewundert. Bei dem Wetter.«

John hatte auf einmal das Gefühl, einen Tiefschlag bekommen zu haben. Wo wollte Kitty hin? Sollte man sie zu der Mühle gelockt haben? Allein der Gedanke daran jagte John Angstschauer über den Rücken.

Der Wirt hatte kaum ausgesprochen, als die Tür der Gaststube aufgerissen wurde und ein älterer Mann mit allen Anzeichen von Aufregung im Gesicht hereingestürzt kam.

»Pierre, ich brauche einen Calvados. Ich glaube, ich habe den Teufel gesehen.«

John wurde sofort hellhörig. »Wen haben Sie gesehen?«

»Den Teufel, Monsieur. Er hatte einen Buckel und ein gräßliches Gesicht. Ich bin gelaufen, ich…«

»Wo war das?«

»Hinten im Dorf. Nicht weit von der Gendarmerie.«

Der Gendarm! Auch dessen Vorfahren waren damals bei der Hinrichtung dabeigewesen. Sollte ihn jetzt die Rache des Magiers treffen?

John verlor keine Sekunde. Mit Riesenschritten hetzte er aus dem Gasthaus, warf sich in seinen Bentley und startete.

Hoffentlich konnte er noch etwas retten…

***

Wie ein Schatten huschte der Bucklige durch den Ort!
In der rechten Hand hielt er das Beil. Seine Finger hatten sich fest um den Griff gekrallt, so als wollten sie ihn nie mehr loslassen.
Ein Fuhrwerk kam die Dorfstraße herab. Der Bucklige sah es und ging hinter einem brüchigen Gartenzaun in Deckung. Aus funkelnden Augen beobachtete er, wie das Fuhrwerk in einer Seitengasse verschwand.
Cascabel bleckte die Zähne.
Bald war es wieder soweit. Ein neues Opfer stand auf der Todesliste. Ein Mensch, dessen Vorfahren sich bei Sourettes Tod mitschuldig gemacht hatten.
Der Gnom kicherte leise.
Noch war das Opfer ahnungslos.
Die Fingerkuppen des Verwachsenen strichen über die scharfe Schneide des Beils. In Gedanken malte sich Cascabel aus, wie er sein Opfer töten würde.
Der Verwachsene löste sich aus dem Schatten des Gartenzaunes. Schnell huschte er über die Straße und schlich eng an die Häuserwände gepreßt weiter.
Eine kleine Querstraße tauchte auf. Cascabel wollte sie gerade überqueren, da stand plötzlich der Mann neben ihm.
Sekundenlang starrten sich die beiden ins Gesicht. Und plötzlich machte der Mann auf dem Absatz kehrt und rannte wie von Furien gehetzt davon.
Der Bucklige fletschte die Zähne. Ja, sie hatten alle Angst vor ihm.
Er lief weiter. Sah sich immer nach allen Seiten um.
Nach kurzer Zeit erreichte er die Gendarmerie. Im Büro des Dorfpolizisten brannte noch Licht.
Das Opfer war da!
Der Bucklige wußte, daß die Haustür immer verriegelt war. Die Hintertür war ebenfalls abgeschlossen.
Der Bucklige sprang die drei Stufen hoch und schellte. Im Innern des Hauses hörte er die laute Stimme des Polizisten. Er ärgerte sich über die späte Störung.
Die Tür wurde aufgedrückt.
Der Bucklige verschwand im Innern des Hauses.
Der Flur war dunkel, und es roch nach Essen.
»Arthur«, rief eine keifende Frauenstimme von oben. »Wann kommst du endlich essen. Jeden Abend das gleiche.«
Der Gnom erstarrte.
Sekunden später riß der Gendarm die Tür seines Dienstzimmers auf. Er steckte den Kopf in den Flur und schrie: »Ich habe noch Besuch bekommen. Es dauert was.«
»Wer ist es denn?«

»Weiß ich noch nicht.«

»Zum Teufel«, fluchte die Frauenstimme wieder, und dann knallte oben eine Tür.

»Weibervolk«, brummte der Gendarm und stutzte. Erst jetzt schien ihm aufzufallen, daß er seinen Besucher noch gar nicht gesehen hatte.

Cascabel löste sich blitzschnell aus dem toten Winkel hinter der offenstehenden Tür.

»Geh rein, Arthur«, sagte er und gab dem verdutzten Polizisten einen Stoß, so daß er rückwärts in sein Dienstzimmer taumelte.

Cascabel zog die Tür ins Schloß. Dann drehte er sich blitzschnell um.

Der Gendarm war bis gegen seinen Schreibtisch getaumelt. Papier und ein Locher waren zu Boden gefallen. Aus schreckgeweiteten Augen starrte der Polizist den Gnom an, der langsam näher kam.

»Du weißt, weshalb ich hier bin, Arthur?« hechelte Cascabel.

Der Gendarm schüttelte stumm den Kopf.

Der Bucklige hob das Beil. »Sourette will deinen Kopf, Arthur. Und ich werde ihn mir holen.«

Der Gendarm schluckte. Er war kalkweiß im Gesicht. Angst hatte seine Züge zu einer Grimasse werden lassen. Seine weit aus den Höhlen getretenen Augen fixierten die scharfe Schneide des Beils.

Er sah bereits seinen Kopf durch das Zimmer rollen.

Zwei Schritte vor ihm blieb Cascabel stehen.

»Angst?« fragte er.

Der Gendarm nickte.

Der Verwachsene kicherte. »Auch Sourette hatte Angst, als man ihn tötete.«

Der Polizist merkte, wie ihm der Schweiß die Stirn hinablief. Seine Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen. »Ich – ich bin doch unschuldig. Es ist alles schon lange her. Wir – wir leben in einer anderen Zeit.«

Der Bucklige schüttelte seinen gräßlichen Schädel. »Das Blut deiner Vorfahren fließt auch in deinen Adern. Und nur durch deinen Kopf kann die Schmach getilgt werden.«

Der Bucklige hob das Beil.

Wie festgenagelt stand der Gendarm vor seinem Schreibtisch, starrte auf die blitzende Klinge, die sich in Höhe seines Halses befand.

Der Gnom beugte sich leicht nach hinten, holte zu dem tödlichen Schlag aus.

Im gleichen Augenblick quietschten draußen Autobremsen. Eine Tür schlug zu, und Sekunden später erklang eine Stimme.

»Machen Sie auf, Monsieur!«

Der Bucklige fuhr herum. Sein Opfer schien er vergessen zu haben.

Schwere Schläge dröhnten gegen die Haustür.

»Aufmachen!«

Jetzt erst erwachte der Gendarm aus seiner Erstarrung. »Monsieur Sinclair. Er ist hier! Er will mich töten! Er… Ahhh…«

Die letzten Worte des Polizisten gingen in einem Gurgeln unter. Cascabel hatte zugeschlagen.

Er hatte dem Mann mit einem Hieb den Kopf vom Körper getrennt.

Zwei Schüsse peitschten. Oben in der Wohnung schrie gellend eine Frauenstimme.

Mit einem Knall flog die Haustür auf.

Der Gnom hatte sich blitzschnell geduckt und den Kopf des Gendarmen gepackt.

Im gleichen Augenblick krachte die Tür des Dienstzimmers gegen die Wand.

John Sinclair stand im Büro. Die Pistole hielt er in der Rechten.

Mit einem Blick übersah er das Grauen – und erkannte den Buckligen, der wie ein Schemen durch den Raum huschte.

John Sinclair schoß. Rasend schnell verließ das tödliche Blei den Lauf, hämmerte dem Gnom entgegen.

Doch Cascabel schien mit dem Teufel im Bunde zu sein. Wie vom Katapult abgeschossen flog er durch die Luft und durchbrach die Fensterscheibe. Johns Geschosse fegten alle über ihn hinweg.

In einem Splitterregen landete der Bucklige draußen auf der Straße.

Und jetzt bewies er, daß er Nerven hatte. Mit vier blitzschnellen Schlägen zerfetzte er die Reifen des Bentley.

John Sinclair rannte zur Tür.

Er war gerade im Flur, da sah er, daß eine Frau die Treppe heruntergerannt kam.

Die Gattin des Polizisten! Wenn sie jetzt ihren Mann sah.

»Arthur!« schrie sie immer wieder. »Arthur, wo bist du?«

Sie wollte in das Dienstzimmer rennen. John riß sie im letzten Augenblick zurück.

»Sie können da nicht rein!« brüllte John.

Die Frau schrie, biß und kratzte. »Ich will zu Arthur. Ich will zu Arthur.«

John konnte die Tobende kaum beruhigen. Wertvolle Zeit ging verloren.

Schließlich griff er zum letzten Mittel. Ein Schlag auf den Punkt schickte die Frau ins Reich der Träume. Vorsichtig ließ John sie zu Boden gleiten.

Menschen drängten sich durch die offene Haustür in den Flur.

Auch der Wirt Pierre war dabei. »Bleiben Sie draußen!« schrie John.

»Was ist mit Arthur?« rief Pierre.

»Er ist tot!«

»Haben Sie ihn umgebracht?« brüllte ein anderer.

»Nein, verdammt noch mal.«

»Es war der Bucklige!« keifte eine Frauenstimme. »Ich habe gesehen, wie er über die Straße gerannt ist.«

John Sinclair zog den Wirt am Ärmel. »Kümmern Sie sich um die Frau. Und lassen Sie keinen in das Zimmer. Man hat dem Gendarm den Kopf abgeschlagen.«

»O Gott.«

»Gibt es hier einen Arzt?«

»Ja.«

»Lassen Sie ihn holen, aber schnell. Er soll sich um die Leiche kümmern.«

»Und Sie, Monsieur? Was wollen Sie machen?«

Johns Gesicht wurde hart. »Ich werde mir den Mörder holen.«

Der Wirt preßte die Hand gegen seine Kehle. »Allein?«

»Ja, allein. Wenn ich bis morgen früh nicht zurück sein sollte, benachrichtigen Sie Scotland Yard in London.«

John ließ den halb staunenden, halb entsetzten Pierre zurück und drängte sich durch die Menge.

Aus den Blicken, mit denen die Menschen ihn ansahen, sprach die nackte Angst.

Während John die Stufen hinunterging, lud er seine Waffe nach. Und plötzlich dachte er an Kitty Jones. John hatte gesehen, wie gnadenlos der Bucklige tötete, und dem Inspektor fiel kein Grund ein, warum die Bestie Kitty schonen sollte.

Als John neben seinem Bentley stand, sah er die Bescherung. Alle vier Reifen waren zerfetzt worden.

Der Bucklige hatte glatte Arbeit geleistet.

»Nehmen Sie meinen Wagen, Monsieur«, sagte neben John plötzlich eine Männerstimme.

Der Inspektor wandte den Kopf und sah in das Gesicht eines etwa vierzigjährigen Mannes. Eine nervige Hand drückte ihm die Autoschlüssel zwischen die Finger.

»Der Renault dort drüben, das ist er«, sagte der Mann.

Mit langen Schritten überquerte John die Straße. Sein Gesicht war wie aus Stein gemeißelt.

Inspektor Sinclair war bereit, dem Höllenspuk ein Ende zu bereiten…

***

Hemmungsloses Schluchzen schüttelte Kittys Körper. Das Mädchen war am Ende. Körperlich und auch seelisch.

Die grausamen Vorkommnisse der letzten Tage hatten ihre Nervenkraft erschöpft.

An den rauhen Bohlen der Tür zog sich Kitty hoch. Sie mußte sich sekundenlang abstützen, um das Gleichgewicht zu wahren.

Kitty atmete tief durch. Langsam beruhigte sie sich. Mit kleinen,

zögernden Schritten begann sie, ihr Gefängnis abzugehen. Die Arme hatte sie tastend vorgestreckt.

Kitty Jones kam nicht weit.

Wie aus dem Nichts erschien wieder das rote Licht. Flimmernd stand es vor Kittys geweiteten Augen und nahm plötzlich die Gestalt von Marion Nelson an.

Kitty Jones wich zurück, bis sie mit dem Kreuz gegen einen harten Gegenstand stieß.

»Warum läufst du denn weg, Kitty«, hörte sie Marions Stimme. »Ich will dir doch gar nichts tun. Du sollst mich nur begleiten. Komm, hab keine Angst. Wir sind doch Freundinnen.«

Kitty zögerte. Doch Marions Wille war stärker. Er drang in Kitty ein wie das Messer in die Butter, machte das Mädchen schwach und gefügig.

Kitty setzte behutsam einen Fuß vor den anderen, so als würde sie an einer langen unsichtbaren Leine gezogen. Willenlos folgte sie der unheimlichen Geistererscheinung. Kitty konnte sich das alles nicht erklären, sie fand keinen Reim auf die grauenvollen Ereignisse. Das rote Licht reichte gerade aus, um alles einigermaßen erkennen zu können. Plötzlich blieb Marion stehen.

Kitty sah, wie sie lächelte. Dann zeigte sie mit dem Arm gegen den Boden. »Dort ist eine Klappe. Heb sie hoch.«

Kitty folgte den Anweisungen.

Sie zog an der Luke und ließ sie dumpf auf den Boden knallen.

Staub wallte auf und kitzelte Kittys Nase.

Die Erscheinung huschte an Kitty vorbei und schwebte eine Leiter hinunter in die Tiefe. Am Ende der Leiter blieb sie stehen und winkte.

Vorsichtig betrat Kitty Jones die Sprossen. Hier unten bist du endgültig verloren, hämmerte eine unsichtbare Stimme in ihrem Kopf, doch Kitty ging weiter. Sie mußte es einfach tun, konnte sich gegen den Zwang nicht auflehnen.

Sie hatte das Ende der Leiter erreicht. Kitty befand sich in einem Verlies, das von flackerndem Kerzenschein erhellt wurde. Es waren vier schwarze Kerzen, zu einem Quadrat formiert. Die Verbindungslinien zwischen den einzelnen Kerzen bestanden aus bleichen Knochen.

Kittys Herz krampfte sich zusammen, als sie das sah.

Noch konnte sie nicht genau erkennen, was sich innerhalb dieses magischen Quadrates befand, aber Kitty hatte das unbestimmte Gefühl, bald etwas Grauenhaftes zu sehen.

»Du mußt weiterkommen, Kitty«, lockte Marions weiche Stimme.

Kitty gehorchte.

Immer mehr näherte sie sich dem Quadrat. Ein kalter Luftzug berührte plötzlich ihren Nacken. Die Kerzen begannen stärker zu

flackern.

Und plötzlich sprang Kitty Jones das nackte Grauen an.

Was sie sah, war so unvorstellbar, daß sie es selbst nicht glauben konnte.

In dem magischen Quadrat lag Marion Nelsons Kopf!

Kitty erkannte jede Einzelheit mit schrecklicher Genauigkeit. Sah das blonde Haar, die kleine gebogene Nase, die starren blauen Augen – und den blutigen Halsstumpf.

All die Angst, all das Grauen, das sich in Kitty gestaut hatte, entlud sich zu einem wilden, nervenzerfetzenden Schrei.

»Marioooonn!«

Der Geistkörper ihrer Freundin schwebte unbeweglich über dem magischen Quadrat.

Wie aus weiter Ferne vernahm Kitty Marions Stimme.

»Ich gehöre jetzt Sourette. Der Magier hat mich in sein Reich aufgenommen. Er hat das irdische Leben ausgelöscht und mich hinüber in das Dämonenreich genommen. Ich war die erste. Viele werden folgen, damit die Rache des Magiers vollzogen wird.«

Der Geisterkörper setzte sich wieder in Bewegung, schwebte auf Kitty zu.

»Auch du wirst Sourette in das Dämonenreich folgen, Kitty. Weil ich es so will.«

Marion Nelson streckte ihren Arm aus, faßte nach Kittys Schulter.

Das Mädchen hatte das Gefühl, eine eisige Lanze würde sie durchbohren. Sie wollte etwas sagen, eine Erklärung abgeben, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Immer noch starrte Kitty Jones auf den Kopf ihrer Freundin.

Im gleichen Augenblick verflüchtigte sich der eisige Hauch, und der Geisterkörper begann sich aufzulösen.

Kitty war allein. Nur die blicklosen Augen in Marions Kopf starrten sie an.

Kitty spürte ihr Herz wie rasend pochen. Ihr ganzer Körper war in Schweiß gebadet. Was hatte Marion Nelson gesagt?

»Du wirst mir in das Dämonenreich folgen!«

Überdeutlich kamen Kitty diese Worte zum Bewußtsein. Auch sie sollte geköpft werden.

Eine nie gekannte Angst überkam sie. Angst, die sich in Panik verwandelte.

Mit einem Aufschrei machte Kitty Jones auf dem Absatz kehrt, rannte zu der Leiter und hetzte die Sprossen hoch. Mehrere Male schlug sie mit dem Schienbein gegen das Holz. Ein Splitter drang in ihren Handballen. Kitty achtete nicht auf den Schmerz. Für sie zählte nur eins. Sie mußte versuchen, aus der Teufelsmühle zu entkommen. Koste es, was es wolle.

Oben traf sie die Dunkelheit wie ein Schock. Kitty rannte mit dem Kopf gegen eines der waagerecht stehenden Mühlräder und fiel zu Boden.

Sekundenlang blieb sie benommen liegen.

Plötzlich vernahm sie eine Stimme: »Du entkommst uns nicht!«

Immer wieder hörte Kitty diesen Satz. Sie wußte genau, wem die Stimme gehörte.

Sourette!

War er auch hier? Wo hatte er sich versteckt?

Kitty quälte sich auf Hände und Füße. Sie wollte gerade versuchen, aufzustehen, da hörte sie, wie ein Schlüssel in das Schloß der Tür gesteckt wurde.

Es kam jemand!

Mit weit aufgerissenen Augen und Lippen starrte Kitty in Richtung Tür. Ihre Lippen bebten.

Sollte Inspektor Sinclair den Weg zu der Mühle gefunden haben?

Neue Hoffnung flammte in dem Mädchen auf.

Knarrend schwang die schwere Tür nach innen.

»Inspektor«, hauchte Kitty.

Ein hohles Kichern ließ ihre Hoffnung zerplatzen wie eine Seifenblase.

Nicht John Sinclair hatte die Mühle betreten, sondern Cascabel, der Bucklige.

Der Gnom stieß die Tür mit der Schulter auf. In der rechten Hand trug er eine Kerze, an die er jetzt ein brennendes Streichholz hielt.

Der Docht fing Feuer, und eine gelbrote Flamme flackerte auf.

Mit der Fußsohle drückte der Bucklige die Tür wieder zu und schob einen schweren Riegel vor.

Dann bückte er sich und hob etwas vom Boden auf. Dabei murmelte er ununterbrochen vor sich hin.

Der Verwachsene kam näher. In dem herrschenden Halbdunkel sah er noch unheimlicher aus. Sein Blick kreiste durch den Raum und blieb an der zitternden Kitty hängen.

Wieder kicherte der Bucklige. »Da bist du ja. Hast du dich in den letzten Stunden deines Lebens gut amüsiert, mein Täubchen?«

Cascabel kam immer näher. Und jetzt konnte Kitty auch sehen, was er in der anderen Hand hielt.

Es war der Kopf eines Mannes!

»Wieder ein Opfer für den großen Sourette«, flüsterte der Bucklige. »Morgen hole ich mir dann das dritte. Aber vorher bist du dran. Wir wollen deine Freundin nicht länger warten lassen.«

Der Bucklige stellte die Kerze ab, legte den Kopf daneben, faßte hinter seinen Rücken und zog das Beil aus einer Scheide. Mit einem sichelförmigen Hieb ließ er es durch die Luft zischen.

Die Stahlschneide blitzte gefährlich. Sie fegte nur um Millimeter an Kittys Kehle vorbei.

Abermals holte er zu einem Schlag aus.

Kitty schrie auf, als ihr die höllisch scharfe Schneide einige Haare abtrennte.

Cascabel atmete schwer. Die Nervenstränge in seinem verwüsteten Gesicht zuckten.

»Zweimal habe ich bewußt vorbeigeschlagen«, flüsterte er, »aber der nächste Hieb wird deinen Kopf vom Körper trennen!«

Kitty Jones hörte die letzten Worte nicht mehr. Eine gnädige Ohnmacht hatte sie umfangen.

Der Gnom fluchte.

Wütend zischte er durch die Zähne. An den Haaren zog er Kitty zu sich heran, legte sie in die richtige Stellung. Dann hob er das Beil…

***

John Sinclair kam zu spät.

Obwohl er wie ein Irrer gefahren war, hatte er den Buckligen nicht mehr vor der Mühle erreichen können.

Die Mühle selbst lag auf einem Hügel. John Sinclair parkte den Renault am Rande eines Gebüschs und näherte sich dem Bauwerk von der Seite.

Geschickt nutzte er die natürlichen Deckungsmöglichkeiten aus.

Schwarz, drohend und unheimlich ragte die Mühle in den nachtdunklen Himmel.

Es hatte aufgehört zu regnen. Dafür war der Wind stärker geworden und jagte dicke, dunkle Wolkenberge vor sich her. Vom Atlantik drang das Rauschen der Brandung, die mit ungeheurer Wucht gegen die Klippen gischtete, an Johns Ohren.

Geduckt stemmte sich der Scotland Yard-Inspektor gegen den Wind an. Der Weg zur Mühle war beschwerlich. Der Sandboden war durch den Regen naß und rutschig geworden.

Doch schließlich stand John Sinclair vor der Mühle.

Sie wirkte aus der Nähe gesehen wie ein gewaltiges Insekt. John ging einige Schritte zur Seite und stand jetzt direkt vor der Vorderfront. Sein Blick traf die klobige Eingangstür. Es schien unmöglich, sie aufzubrechen.

Dicht vor dem Inspektor ragte einer der großen Flügel in den Nachthimmel. Das Gestell war unten fast zwei Meter breit, wurde jedoch mit zunehmender Höhe schmaler. Dicke waagerechte Holzspanten luden direkt zum Klettern ein.

John Sinclair wagte es.

Ein Klimmzug brachte ihn auf die erste Spante. Sie knackte verdächtig unter seinen Füßen, als er mit seinem ganzen Gewicht

darauf stand.

Der Inspektor preßte die Zähne zusammen. Er mußte den Aufstieg wagen. Es gab keine andere Möglichkeit.

Er hatte vorhin, als er noch auf dem Boden stand, im oberen Drittel der Mühle einige Öffnungen gesehen. Seiner Schätzung nach gerade groß genug, um einen Mann hindurchzulassen.

John Sinclair kletterte weiter. Meter um Meter legte er zurück. Der Wind pfiff ihm um die Ohren.

John hatte Mühe, nicht von den glitschig feuchten Holzplanken abzurutschen. Nur gut, daß die Flügel festgestellt waren.

Endlich sah er eine der Öffnungen vor sich. Vögel hatten darin genistet. In der Ecke erkannte John die Reste eines Nestes.

Der Inspektor ruhte sich eine halbe Minute aus. Sein Atem ging schnell und keuchend. Noch lag der schwierigste Teil vor ihm.

John schob sich behutsam auf die äußere linke Kante der um die Hälfte schmaler gewordenen Spante, streckte den linken Arm aus und bekam den Rand der Öffnung zu fassen.

Weit beugte John seinen Oberkörper vor, löste das linke Bein von der Spante und fand mit den Zehenspitzen im Mauerwerk Halt. Er spürte, wie seine linke Wade vor Anstrengung zitterte.

Blitzschnell löste John das rechte Bein von der Holzspante. Für Bruchteile von Sekunden hing er in der Schwebe, ohne einen richtigen Halt. Dann faßte seine rechte Hand zu, umklammerte ebenfalls den Rand der Öffnung.

John stemmte sich hoch, beugte den Oberkörper nach vorn und zwängte ihn durch den Spalt.

Ruckartig bewegte er sich vorwärts. Beide Jackenärmel rissen auf. John keuchte vor Anstrengung, doch die Mühe lohnte sich.

Wenig später befand sich John Sinclair im Innern der Mühle.

Ganz kurz ließ er seine kleine Taschenlampe aufblitzen. Er befand sich in einer großen Abstellkammer. Aufgewirbelter Staub kitzelte seine Nase. John sah zwei wuchtige, an der Wand abgestellte Mühlsteine. In einer Ecke lagen mehrere Werkzeuge.

John Sinclair ging einige Schritte vor und ließ wieder seine Lampe aufblitzen.

Er entdeckte eine Holztreppe, die nach unten führte.

Auf Zehenspitzen schlich John in Richtung Treppe.

Und dann hörte er die Stimme. Sie kam von unten.

Der Inspektor blieb lauschend stehen.

Es war eine Männerstimme, und John kannte sie sehr gut. Vor gar nicht allzu langer Zeit hatte er sie auf der Bühne des James-Call-Theaters gehört.

Wer da sprach, war niemand anderes als Cascabel, der Gnom.

Behutsam ging John weiter, erreichte die Treppe und setzte

vorsichtig einen Fuß auf die erste Stufe.
Die Finger seiner linken Hand berührten ein brüchiges Geländer.
Es wurde etwas heller. Flackerndes Licht, wie es eine Kerzenflamme abgibt, erreichte Johns Augen.
Dann war die Treppe zu Ende.
John Sinclair stand auf einer schmalen Galerie, die rings um das Innere der Mühle führte. Ein Geländer sicherte die Galerie ab. Sie war etwa einen Meter breit, und man konnte bequem darauf gehen.
Der Inspektor riskierte einen Blick nach unten. Das Licht der Kerze reichte aus, um ihn alles erkennen zu lassen.
Die Szene, die sich seinen Augen bot, war grauenhaft. Er sah, wie Cascabel die bewußtlose Kitty Jones zur Seite zog und sie auf den Rücken legte.
John sah aber auch das Beil, das der Bucklige dabei mit einer Hand umklammerte.
Unendlich langsam hob John Sinclair das rechte Bein, stellte seinen Fuß auf die wacklige Brüstung.
In diesem Augenblick hob der Bucklige das Beil.
Sekundenbruchteile entschieden!
»Cascabel!« gellte Johns Stimme.
Der Bucklige zuckte herum, sah in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war.
Für einen winzigen Augenblick war er abgelenkt.
Diese Zeitspanne reichte dem Inspektor.
Mit einem gewaltigen Ruck stieß er sich ab und flog dem Buckligen entgegen…
Cascabel war noch zu überrascht, um an Widerstand zu denken. John Sinclair traf ihn mit den Füßen zuerst. Die ganze Wucht seines Zweimetersprungs lag dahinter.
Der Verwachsene wurde förmlich in die Erde geschmettert. Er stieß einen jaulenden Laut aus und trampelte wild mit den Beinen.
John krachte ebenfalls zu Boden. Er kam mit der Schulter auf und versuchte, den Fall so gut wie möglich abzurollen. Es gelang ihm einigermaßen.
Sofort sprang der Inspektor wieder auf die Beine.
Auch der Bucklige hatte sich erhoben. Es war John ein Rätsel, woher er die Kraft nahm.
In der rechten Hand des Gnoms blitzte das mörderische Beil. Geifer lief aus den Mundwinkeln des Verwachsenen.
»Darauf habe ich schon lange gewartet«, hechelte er. »Ich werde dir den Schädel spalten, so wie ich es auch bei den andern getan habe.«
John wischte sich mit einer schnellen Bewegung den Schweiß von der Stirn.
»Rede nicht soviel, sondern fang an!«

Der Bucklige kicherte irr.
John warf einen Blick auf Kitty Jones, die immer noch bewußtlos am Boden lag. Noch war sie nicht außer Gefahr. Der Bucklige brauchte nur sein Beil zu schleudern, und es war um das Mädchen geschehen.
Aber daran dachte der Gnom zum Glück im Augenblick nicht. Der Haß auf John Sinclair war wesentlich größer.
Diesen Mann mußte er töten.
Der Körper des Gnoms zog sich zusammen, und dann tat Cascabel das, womit John am wenigsten gerechnet hätte.
Mit einem Sprung hatte der Gnom die brennende Kerze erreicht und löschte die Flamme.
Wie ein Tuch fiel die Dunkelheit über den Raum.
Und in der Finsternis klang das dämonische Kichern des Buckligen doppelt schaurig…
Sofort glitt John mit zwei geschmeidigen Schritten zur Seite. Keine Sekunde zu spät.
Die mörderische Schneide des Beils pfiff durch die Luft und fegte dicht an Johns Schulter vorbei.
Der Gnom stieß einen wütenden Fluch aus. Blitzschnell wechselte er seinen Standort.
Geduckt blieb John Sinclair stehen. Atmete nur durch den Mund, um sich nicht zu verraten.
Auch der Bucklige lauschte. Horchte in die Dunkelheit und wartete darauf, daß sich sein Gegner verraten würde.
Ein grausamer Nervenkrieg begann.
Jeder belauerte den anderen, und keiner wollte ein Risiko eingehen.
Langsam gewöhnten sich Johns Augen an die herrschenden Lichtverhältnisse. Es war doch nicht so finster wie es den Anschein hatte. Aus einer offenstehenden Falltür drang schwacher flackernder Lichtschein in den großen Arbeitsraum der Mühle.
Johns Augen saugten sich an der Luke fest.
Welches Geheimnis verbarg der unter der Mühle liegende Keller?
Die Nerven des Inspektors waren bis zum Zerreißen gespannt. Durch die Öffnungen oben in der Mühle pfiff der Wind und winselte schaurig im Gebälk.
Johns Blick durchbohrte das dunkle Zwielicht. Er sah Kitty, die immer noch bewußtlos war und nicht ahnen konnte, in welcher Gefahr sie schwebte. John sah aber auch noch mehr. Den Kopf des Polizisten, den der Gnom mitgenommen hatte. Der blutige Körperteil lag dicht neben der bewußtlosen Kitty.
John preßte die Zähne zusammen. Er mußte sich beherrschen, um nicht mit Gewalt loszustürmen und dem Gnom das zu geben, was er verdiente.
Das Kichern des Buckligen zerriß plötzlich die Stille.

»Nervös, Inspektor?«

John hütete sich, eine Antwort zu geben. Er versuchte nur, die Stimme des Verwachsenen zu lokalisieren.

Wieder stieß der Bucklige sein charakteristisches Kichern aus.

Jetzt wußte John, woher es kam.

Aus der Ecke, dort, wo sich auch der große Trichter befand.

John ließ es darauf ankommen. Geduckt schlich er in die bewußte Richtung.

Und dann sah er die Umrisse des Buckligen.

Cascabel klebte förmlich im Schatten der Trichterwand. Er schien John Sinclair noch nicht bemerkt zu haben.

Die Hand des Inspektors fuhr zur Schulterhalfter. Nur gut, daß er sich im Hotel aus seinem Koffer gewisse Waffen mitgenommen hatte. Unter anderem auch eine Pistole.

John kam nicht mehr dazu, das Schießeisen zu ziehen. Cascabel mußte wohl die Bewegung gesehen oder geahnt haben, denn mit einem wilden Schrei löste er sich aus seiner Deckung und hechtete auf John zu.

Der Inspektor ließ den Griff der Waffe los. Sie rutschte wieder zurück in die Halfter.

Im gleichen Moment hatte Cascabel den Inspektor erreicht. Das mörderische Beil zerteilte die Luft.

Der Schlag war auf Johns Brust gezielt.

Der Inspektor sah den heranhuschenden Schatten, das Blitzen der Schneide, drehte gedankenschnell ab und schmetterte noch aus der Bewegung heraus seine Faust gegen Cascabels Kopf.

Der Gnom wurde zurückgefegt und krachte gegen die Wand. Er stieß ein jämmerliches Gebrüll aus, ließ die Axt jedoch nicht fallen.

John hechtete hinter seinem Gegner her. Er konnte bei dem Licht kaum etwas erkennen, verließ sich auf sein Glück und Gefühl.

John bekam Cascabels axtbewehrten Arm zu fassen und drehte ihn herum.

Der Bucklige brüllte auf. Gleichzeitig stieß er einen Fuß in Johns Unterleib.

Schmerzgekrümmt zuckte der Inspektor zurück. Er ließ den Arm los. Sein ganzer Leib brannte wie Feuer.

Der Bucklige erkannte die augenblickliche Schwäche seines Gegners und suchte mit der freien Hand Johns Kehle.

John warf den Kopf zur Seite. Die Finger des Buckligen rutschten ab und hinterließen blutige Streifen an Johns Hals.

Der Inspektor rollte sich herum, bekam die Haare seines Gegners zu fassen und schleuderte den Gnom von sich.

Wieder heulte der Bucklige auf. Wütend und haßerfüllt.

John Sinclair sprang auf und stieß seinen rechten Fuß vor.

Der Tritt traf. Cascabel überschlug sich fast in der Luft und kam dicht vor der Luke zur Ruhe.

Er rollte sich sofort auf den Rücken und warf das mörderische Beil aus dem Handgelenk.

John sah das Funkeln der Schneide. Er ließ sich einfach fallen.

Haarscharf zischte das Beil über seinen Kopf hinweg und bohrte sich mit einem dumpfen Laut in die Tür.

Dieser Mißerfolg stachelte den Buckligen noch mehr an. Schreiend rannte er in Richtung Tür, um die Waffe aus dem Holz zu reißen.

Von der Seite hechtete John Sinclair ihm entgegen. Mit einem gewaltigen Sprung knallte er dem Verwachsenen in die Hüfte.

Cascabel brach zusammen. Stöhnend wälzte er sich auf dem Boden herum.

John Sinclair stand keuchend über ihm.

»So, mein Freund«, japste der Inspektor. »Jetzt stehen die Chancen gleich.«

»Der Satan wird dich holen!« keifte der Bucklige und trat nach Johns Schienbein. Er traf genau die empfindliche Stelle.

John Sinclair verbiß sich den Schmerz, zog den Buckligen mit der linken Hand hoch und schmetterte seine Faust in die haßentstellte Fratze.

Wie eine Rakete flog Cascabel durch den Raum, erreichte den Rand der Luke, bekam das Übergewicht und fiel schreiend nach unten.

Es gab einen dumpfen häßlichen Laut, als er in dem Keller landete.

Humpelnd erreichte John die Falltür und blickte in die Tiefe. Er entdeckte das Grauen.

Inmitten von vier schwarzen brennenden Kerzen lag der Kopf von Marion Nelson.

Den Buckligen entdeckte er ein Stück weiter. Er lag auf dem Rücken, mit seltsam verdrehtem Kopf.

Cascabel hatte sich das Genick gebrochen. Der Teufel hatte seinen Schüler geholt.

John Sinclair wischte sich über die Augen. Wieder einmal hatte er einen Kampf gewonnen.

Allerdings konnte er nur einen Teilerfolg buchen.

Noch war Sourette nicht vernichtet. Und der Magier würde alles daransetzen, um ihn zu töten.

Ein leises Seufzen ließ John herumfahren. Gleichzeitig spürte er einen eiskalten Hauch im Nacken.

Wie aus dem Nichts war Marion Nelson entstanden. Ihr Körper war durchsichtig wie Glas und wurde von einem dunkelroten Licht umstrahlt.

Langsam schwebte die Geistererscheinung auf Kitty Jones zu.

John Sinclair war schon einmal mit diesem Wesen in Berührung

gekommen. Er wußte, daß Marion Nelson unverwundbar war. Aber es gab eine Möglichkeit, um sie für immer zu erlösen.

Bei ihrer ersten Begegnung hatte Marion zwei Existenzen besessen. Eine in der diesseitigen und eine in der jenseitigen Welt. Doch der Gnom hatte eine Existenz ausgelöscht. Marion Nelson lebte jetzt als Geistkörper. Und auch nur so lange, wie ihr eigener Kopf sich in dem magischen Quadrat befand.

Langsam beugte sich Marion über die bewußtlose Kitty Jones. John Sinclair schien sie gar nicht zu bemerken.

Der Inspektor wurde eiskalt bis ins Mark. Nicht umsonst nannte man ihn den Geistertöter.

Er zog seine Pistole, trat dicht an den Rand der Luke, suchte sich den besten Schußwinkel aus und zielte genau.

John Sinclair visierte den Kopf der Unglücklichen an.

Dann schoß er.

Dreimal peitschten die Schüsse durch die unheimliche Mühle, schallte donnernd das Echo an den Wänden wider.

Der Kopf in dem magischen Quadrat wurde von den Kugeln hin und her geworfen.

Ein schreckliches Stöhnen ließ John Sinclair herumfahren. Das grauenvolle Bild, das sich seinen Augen bot, würde er sein Lebtag nicht vergessen.

Marion Nelson lag endgültig im Sterben.

Es schien, als hätte John Sinclair den Geistkörper getroffen.

Der Kopf der Geistererscheinung war kaum noch vorhanden. Der Körper zuckte wie unter elektrischen Stromstößen. Marion Nelsons Hände fuhren wild in der Luft herum. Eine weißgelbe Qualmwolke drang aus ihrem Leib.

Dann war auf einmal alles vorbei. Das rote Licht verschwand, und selbst der Qualm löste sich auf.

Nichts blieb zurück.

Langsam trat John zu der am Boden liegenden Kitty. Ganz leicht schlug er mit der Hand gegen ihre Wangen.

Unendlich mühsam öffnete das Mädchen seine Augen.

»Wo – wo bin ich?« hauchte Kitty.

John lächelte beruhigend. »In Sicherheit.«

»Mr. Sinclair. Mein Gott, was ist passiert. Wo ist Marion. Und dieser schreckliche Gnom.«

Kittys Stimme war auf einmal schrill geworden. Zu tief steckte noch die Angst in ihr.

»Das erzähle ich Ihnen später. Kommen Sie erst einmal. Sie müssen hier weg.«

John half dem Mädchen hoch. Er stützte Kitty, als sie zur Tür gingen und achtete darauf, daß sie nicht den Kopf zu sehen bekam.

Da sah Kitty die in der Tür steckende Axt. Ihre Fingernägel krallten sich in Johns Arm.

»Der Bucklige. Ist er…?«

»Ja, er ist tot.«

Kitty schwieg.

John drehte den Schlüssel im Schloß und zog die schwere Tür auf.

»Wo bringen Sie mich hin?« fragte Kitty.

»Zu meinem Wagen«, erwiderte John, der sich gegen den Wind anstemmte. »Können Sie fahren?«

»Ja, Mr. Sinclair.«

»Gut. Dann so schnell wie es geht ins Dorf. Sehen Sie den Weg dort? Gehen Sie ihn hinunter. Er führt an einem Gebüsch vorbei, hinter dem ein Renault steht. Sie können den Wagen nicht verfehlen. Hier sind die Schlüssel.«

Kitty nahm sie und blickte John mit angstgeweiteten Augen an. »Und was haben Sie vor, Mr. Sinclair.«

»Ich muß noch etwas erledigen.«

»Hier in der Mühle?«

»Ja.«

»O Gott«, schluchzte Kitty auf. »Ich wünsche Ihnen viel Glück«, flüsterte sie tränenerstickt, wandte sich um und rannte den Weg hinunter.

John sah ihr lange nach, bis die Dunkelheit sie verschluckte. Dann ging er zurück in die Mühle, um Sourette, den Magier, endgültig zu vernichten…

***

Mit einem dumpfen Laut fiel die Tür der Mühle hinter John Sinclair zu.

Stille umfing den Inspektor. Selbst der Wind hatte aufgehört in dem Dachgebälk zu heulen. Es schien, als hätte sich der Magier mit den Kräften der Natur verbündet.

John Sinclair trat bis an den Rand der Luke. Die schwarzen Kerzen in dem Verlies brannten noch immer. Ihr rotgelbes Licht übergoß die Menschenknochen und ließ sie wie in einem unsichtbaren Feuer glühen.

Über die Leiter kletterte John Sinclair nach unten. Hier – in dem geheimnisvollen Keller – wollte er auf den Magier warten.

Sinnend betrachtete der Inspektor das magische Quadrat. Die Luft über der geometrischen Figur schien zu flimmern.

Johns Nerven vibrierten. Es mußte gleich etwas geschehen, er spürte es deutlich, empfing auf einmal unsichtbare Strahlen, die sich wie 1000 kleine Nadeln in sein Gehirn bohrten.

Die Strahlen wurden intensiver, verdichteten sich und formten sich

zu Worten.

Der Magier sprach aus dem Dämonenreich zu John Sinclair!

Klar und deutlich vernahm der Inspektor jeden Satz.

»Ich habe auf dich gewartet, John Sinclair. Schon in London erkannte ich, daß du mein größter Gegner bist. Leider hatte ich dich damals noch ein wenig unterschätzt, sonst wärst du schon tot. Aber für mich bist du nicht groß genug, Mensch. Denn Sourette ist niemand gewachsen. Und erst recht kein Sterblicher.«

»Warum zeigst du dich nicht?« formulierte John in Gedanken diesen Satz.

Sourette lachte. »Keine Sorge. Ich komme schon früh genug, um dich zu holen.«

John zuckte die Schultern. »Versuch es nur. Da du mich sowieso schon als Opfer sicher weißt, kannst du mir auch einige Fragen beantworten.«

»Ja«, drang die Stimme in Johns Nervenzentrum.

»Weshalb hast du in London die große Schau abgezogen und dich damit ins Licht der Öffentlichkeit gerückt. Ich meine, für mich war es gut, so bin ich auf deine Spur gestoßen.«

»Es war ein Fehler«, antwortete Sourette. »Aber ich war lange verbannt. Zu lange. Ich wollte mich der Welt zeigen, wollte beweisen, wie groß und mächtig ich bin, bevor ich mit meiner Rache begann. Cascabel war dazu ausersehen, mich aus dem Dämonenreich wieder in diese Welt zu holen. Er hat den Schädel aus dem Museum gestohlen, ihn hier in die Mühle gebracht, die magischen Symbole angeordnet und die geheimnisvollen Beschwörungen gesagt. Durch ihn allein konnte ich wieder zurückkommen, so, wie es der Fluch vorausgesagt hat.«

»Aber Cascabel ist tot. Dein Diener kann dir nicht mehr helfen. Hier liegt er.«

John wandte sich um und zeigte auf den am Boden liegenden Gnom.

»Ich weiß es, John Sinclair. Und deshalb wirst du auch tausend Tode erleiden.«

»Da bin ich gar nicht mal so sicher«, erwiderte John im spöttischen Tonfall. »Es haben schon ganz andere Leute versucht, mich fertigzumachen. Sogar Dämonen und Vampire.«

Sourette lachte spöttisch. »Ich glaube dir nicht. Cascabel war ein Mensch. Es war einfach, ihn zu besiegen.«

»Und Marion Nelson?«

»Zufall. Ich, Sourette, werde dafür sorgen, daß es deine letzte Tat war.«

Nach diesen Worten legte sich wieder die bedrückende Stille über das Verlies. Keine Stimme, kein Wort drang mehr in Johns Gehirn.

Minutenlang hörte der Inspektor nur das Schlagen seines eigenen

Herzens. Dann spürte er plötzlich einen kalten Luftzug, der wie ein Todeshauch seinen Nacken streifte und dann weiter wehte.

Plötzlich begannen die Kerzen zu flackern. Die Flammen bogen sich auf die Seite, für einen Moment sah es so aus, als würden sie verlöschen, doch dann richteten sie sich wieder auf und brannten ruhig weiter.

Etwas mußte in das Innere des Quadrates eingedrungen sein.

Schon ballte sich die Luft über dem Viereck zusammen, wurde zu einer Wolke, die langsam Form annahm.

Menschliche Form.

Sourette war gekommen!

Er sah genauso aus wie auf der Bühne. Er trug immer noch einen schwarzen Frack und das weiße Hemd. In seinem Gesicht prangte der Vollbart, über dem ein Paar glühende Augen funkelten.

John hatte keine Angst. Mit leicht gespreizten Beinen stand er da, war sich seiner Stärke vollauf bewußt.

Sourette verließ das magische Quadrat nicht. Die Blicke der Männer kreuzten sich.

Von den Augen des Dämons ging eine höllische Kraft aus. Mit Gewalt mußte sich John gegen den mächtigen hypnotischen Ansturm stemmen.

»Du bist zu schwach, Mensch«, drang Sourettes Stimme an sein Ohr.

Mit riesengroßer Anstrengung drehte John den Kopf, wandte dem Magier sein Profil zu.

Sofort ließ die Kraft der Hypnose nach.

»Du siehst, es gelingt nicht immer«, sagte John Sinclair schweratmend. »Auch ein Magier ist nicht allmächtig.«

Der Dämon lachte. Es war ein siegessicheres, triumphierendes Lachen. »Ich weiß, daß du ein besonderer Gegner bist, Sinclair. Aber vor 300 Jahren haben schon einmal Menschen versucht, stärker zu sein als ich. Es ist ihnen nicht gelungen. Und auch du wirst kein Glück haben. Ich verlasse jetzt mein magisches Quadrat, um dich endgültig zu vernichten.«

John war ein wenig zur Seite getreten, stand etwas außerhalb des Kerzenscheins und beobachtete aus den Augenwinkeln, wie sich die Gestalt des Magiers vom Boden löste und aus dem Quadrat schwebte.

Wie eine drohende Wolke kam der Magier näher.

John wich noch weiter zurück, und dann fuhr seine Hand blitzschnell unter das Jackett und kam mit einem silbernen Kreuz wieder zum Vorschein.

Dieses Kreuz hatte er von einem befreundeten Wissenschaftler geschenkt bekommen, und es hatte ihm schon einmal einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Der Inspektor hielt das Kreuz in der rechten Hand. Sein Arm schoß

vor, und das geweihte Symbol brannte dem Magier entgegen.

Im ersten Moment zuckte Sourette zurück.

»Werde zu Staub, Diener des Satans«, sagte John und ging einen Schritt vor.

Sourettes Gesicht verzerrte sich. Die brennenden Kerzen zauberten dunkle, sich hin und her bewegende Schatten darauf. Es war nur noch eine gräßliche Teufelsfratze. Der Teufel selbst schien in den Magier gefahren zu sein.

»Auch das Kreuz wird dir nicht helfen!« keuchte Sourette. »Die Macht des Satans ist größer!«

John Sinclair spürte, wie das silberne Kreuz in seiner Hand heiß wurde, sah, daß es an seinem oberen Ende anfing zu schmelzen, und öffnete mit einem Schrei die Hand.

Das heiße Metall hatte einen dicken blutroten Streifen in seinen Handteller gebrannt.

Gellend hallte das Triumphgelächter des Magiers durch den Keller. »Du hast es mit der Hölle aufgenommen, Mensch!« dröhnte Sourettes Stimme. »Dafür wird die Hölle dich verschlingen!«

Das Gesicht des Magiers veränderte sich plötzlich, wurde blutrot und aus den Augenhöhlen schossen kleine züngelnde Flammen. Eine mörderische, nie erlebte Hitze umfing John Sinclairs Körper. Der Inspektor sah keine Flammen, und doch schien es ihm, als würde er jede Sekunde elendig verbrennen.

Der Inspektor brüllte auf. Die wahnsinnigen Schmerzen rasten durch seine Eingeweide. 1000 glühende Messer schienen in seinem Innern zu bohren.

John brach zusammen.

Und während er sich in wilden Krämpfen am Boden schüttelte, drang die höhnische Stimme des Magiers wie ein Schwert in sein Gehirn.

»Ich habe dir einen qualvollen Tod versprochen, Mensch. Und ich werde mein Versprechen halten!«

Johns Gesicht war nur noch eine schmerzerfüllte Grimasse. Wie ein Wurm kroch er über den Boden, hatte die Arme vorgestreckt. Seine Fingernägel krallten sich in die dreckige Erde, brachen ab. John merkte es nicht. Er wollte fliehen. Und war sich doch nicht bewußt, wie hilflos er in Wirklichkeit war.

Diesmal hatte die Hölle triumphiert!

***

Es gibt Zufälle, die im Leben oft entscheidend sind. Solch einen Zufall erlebte Kitty Jones. Als sie sich in den Wagen setzte und den Schlüssel ins Zündschloß steckte, sprang der Motor nicht an. Kitty versuchte es mehrmals. Ohne Erfolg.

Das Mädchen starrte durch die Scheibe hinaus in die Nacht und kam

sich plötzlich in dem Renault wie in einem Gefängnis vor. Kitty zögerte keine Sekunde. Sie stieß die Tür auf und sprang ins Freie.

Dann lief sie los. Aber nicht zum Dorf, sondern zurück in Richtung Mühle.

Dort war John Sinclair, ihr Lebensretter. Ihm traute sie mehr zu als allen Dorfbewohnern.

Kitty fand die Tür nicht verschlossen. Vorsichtig betrat sie die unheimliche Stätte und hörte Stimmen.

Auf Zehenspitzen schlich sie zum Rand der Falltür und sah in den Keller.

Die Augen des Mädchens weiteten sich entsetzt, und dann gellte ein verzweifelter Schrei aus ihrem Mund.

»Inspektor!«

***

Gellend traf der Schrei des Mädchens Johns Ohren, drang hinein bis in den letzten Winkel seines gequälten Gehirns.

Auch der Magier hatte den Schrei vernommen. Sein Kopf ruckte herum. Sourette starrte zu dem Rand der Luke, wo für einen kurzen Augenblick Kittys Gesicht zu erkennen war.

Eine winzige Zeitspanne lang war der Magier abgelenkt.

Diese Sekunden genügten John Sinclair. Er war, während er sich am Boden krümmte, dem magischen Quadrat immer näher gekommen, konnte es mit dem ausgestreckten Arm erreichen.

Johns Fingerspitzen berührten die ersten Gebeine.

Ein höllischer Schmerz raste durch den Arm des Inspektors. John fühlte, wie sein Körper durchgeschüttelt wurde, doch er gab nicht auf, mobilisierte den letzten Rest seines Willens.

John Sinclair schaffte es.

Er riß das magische Quadrat auseinander.

Im gleichen Augenblick sah Sourette, was geschehen war.

Mit einem Wutschrei fuhr er herum und konnte das Verhängnis doch nicht mehr aufhalten.

Blau-weiße Flammen zuckten aus dem Erdboden, fraßen sich in Sekundenschnelle weiter, glitten über John Sinclair hinweg und erfaßten den Magier.

Was in wenigen Augenblicken geschah, kam John wie eine Ewigkeit vor.

Der Schmerz, der in seinem Körper getobt hatte, war plötzlich verschwunden. Durch die Zerstörung des magischen Quadrates wurde der Bann aufgelöst.

Doch Sourette, der mit all diesem eine Einheit bildete, war verloren.

Spitze, abgehackte Schreie drangen aus seinem weit geöffneten Mund. Die Flammen setzten im Nu seine Kleidung in Brand, schossen

züngelnd an ihm hoch.

Ein erbärmlicher Gestank breitete sich aus. Weiß-gelbe Rauchwolken umhüllten den brennenden Magier.

John, der immer noch am Boden hockte, konnte ab und zu Sourettes Gesicht sehen.

Es war ein Torso.

Unbeschreiblich in seinem namenlosen Schrecken.

Der Magier brach in die Knie, streckte anklagend seine Hände vor. John sah, wie das Fleisch von den Knochen gelöst wurde. Noch einmal bäumte der Magier sich auf, stemmte sich gegen die finsteren Mächte, denen er selbst gedient hatte, an.

Doch die Hölle war stärker.

Sourettes Schreien ging in ein verzweifeltes Winseln über und hörte auf wie abgeschnitten.

Die Rauchwolke verflüchtigte sich. Nur noch kleine blaßblaue Flämmchen zuckten vom Boden hoch.

Und inmitten der kleinen Flammen sah John einen Totenschädel.

Den Schädel des Magiers, den der Bucklige aus dem Museum gestohlen hatte.

Die Rückverwandlung hatte ihn wieder in seiner alten Form entstehen lassen.

Noch ein letztes Mal zuckten die Flammen hoch, fraßen sich in die Augenhöhlen des Schädels und brachten den Kopf zum Glühen.

Dann ging alles blitzschnell.

Mit einem leisen Knall zerplatzte der Schädel. Funken sprühten auf, wurden hochgewirbelt und sanken langsam zu Boden.

Ächzend kam John Sinclair auf die Beine. Sein Blick fiel auf das durchbrochene magische Quadrat, traf den toten Cascabel und blieb an dem grau-weißen Staub hängen, der einmal ein Schädel gewesen war und aus dem Sourette in die heutige Zeit zurückgekehrt war.

John bückte sich nach seinem silbernen Kreuz. Es sah wieder so normal aus wie früher. Die unheimlichen Mächte waren gebannt.

Müde steckte John Sinclair das Kreuz ein.

Ein leises Schluchzen ließ ihn nach oben blicken.

Kitty! Sie saß am Rand der Luke und starrte hinunter in den Keller.

»Es ist alles vorbei«, sagte John und stieg die Leiter hoch.

Oben legte er dem Mädchen seinen Arm um die Schultern. »Vielen Dank, Kitty.«

»Wofür?« hauchte sie mit tränenerstickter Stimme.

»Sie haben mir das Leben gerettet. Ihr Schrei hat den Magier abgelenkt.«

»Ich verstehe das alles nicht«, flüsterte Kitty. »Dieser Magier, der Bucklige, Marion…« Das Mädchen brach ab.

»Es ist auch besser, Kitty, daß Sie es nicht verstehen. Und am

allerbesten ist, Sie vergessen die Ereignisse so schnell wie möglich. Kommen Sie, wir wollen die Mühle so schnell wie möglich verlassen…«

Ein Rumoren oben im Gebälk ließ John den Satz nicht aussprechen. Staub und Putz rieselte plötzlich auf sie herunter.

»Raus!« schrie John Sinclair, der die Situation in Sekundenschnelle erfaßte.

Er zog Kitty einfach mit sich und hetzte mit ihr zum Ausgang.

John riß die Tür auf. Im gleichen Augenblick stürzte hinter ihnen mit einem unheimlichen Getöse die Decke nach unten.

Der Inspektor und das Mädchen liefen so schnell sie konnten.

Hinter ihnen brach die Hölle los.

Erst am Wagen drehten sie sich um.

Eine hellrote Flammenwand schoß aus der zusammenkrachenden Mühle und fand Nahrung in dem trockenen Holz.

Wenig später brannte die Mühle wie Zunder. Der Wind wehte Funken und kleine brennende Teile über das Land.

»Sie haben noch die Wagenschlüssel, Kitty. Steigen Sie ein, wir haben hier nichts mehr zu suchen.«

Das Mädchen schloß auf, doch John setzte sich hinter das Steuer. Ehe er anfuhr, fiel ihm auf einmal etwas ein.

»Sagen Sie mal, Kitty, wieso sind Sie eigentlich in die Mühle zurückgekehrt. Sie sollten doch ins Dorf fahren.«

Das Mädchen sah John Sinclair an und wurde rot. »Der Wagen sprang nicht an, und da dachte ich…«

»Schon gut, Kitty«, lachte John und drehte den Schlüssel.

Der Motor kam sofort.

»Also das verstehe ich nicht«, flüsterte Kitty. »Bei mir…«

»Freuen Sie sich, daß es bei Ihnen nicht geklappt hat, Kitty. Sonst wäre ich schon tot, und vielleicht hätte Sourette auch Ihr Leben nicht verschont. So, und jetzt reden wir nicht mehr von dem Fall.«

Nach einigen Minuten Fahrt kamen ihnen die ersten Dorfbewohner entgegengelaufen. Angeführt von Pierre, dem Wirt.

John trat auf die Bremse.

Aufgeregt kam der gute Pierre an den Wagen gerannt. »Monsieur«, rief er, »die Mühle, was ist dort geschehen?«

John hatte die Scheibe heruntergekurbelt und den Kopf nach draußen gesteckt.

Die Dorfbewohner hatten einen Halbkreis um den Wagen gebildet. »Ich würde an eurer Stelle keine Fragen stellen«, sagte John laut genug, daß es alle hören konnten. »Die Mühle und der Magier existieren beide nicht mehr. Ihr könnt wieder ruhig schlafen. Mehr Erklärungen gebe ich nicht. Und jetzt laßt uns durch. Wir sind beide sehr müde.«

Schweigend machten die Menschen Platz.

Im Schrittempo rollte der Wagen dem Dorf entgegen. Kitty drehte ihren Kopf nach hinten.

»Sie gehen tatsächlich wieder zurück. Aber ob sie die Schrecken jemals vergessen können?«

»Ich glaube schon«, erwiderte John. »Wie heißt doch noch das Sprichwort? Die Zeit heilt alle Wunden. Auch wenn sie über dreihundert Jahre alt sind.«

***

Am nächsten Tag fuhren John Sinclair und Kitty Jones wieder zurück nach England.

In London mußte der Inspektor der schwarzhaarigen Kitty ein Versprechen geben – sie mindestens einmal in der Woche zu besuchen.

Und so einen Vorschlag lehnt auch ein Geisterjäger nicht ab…

ENDE